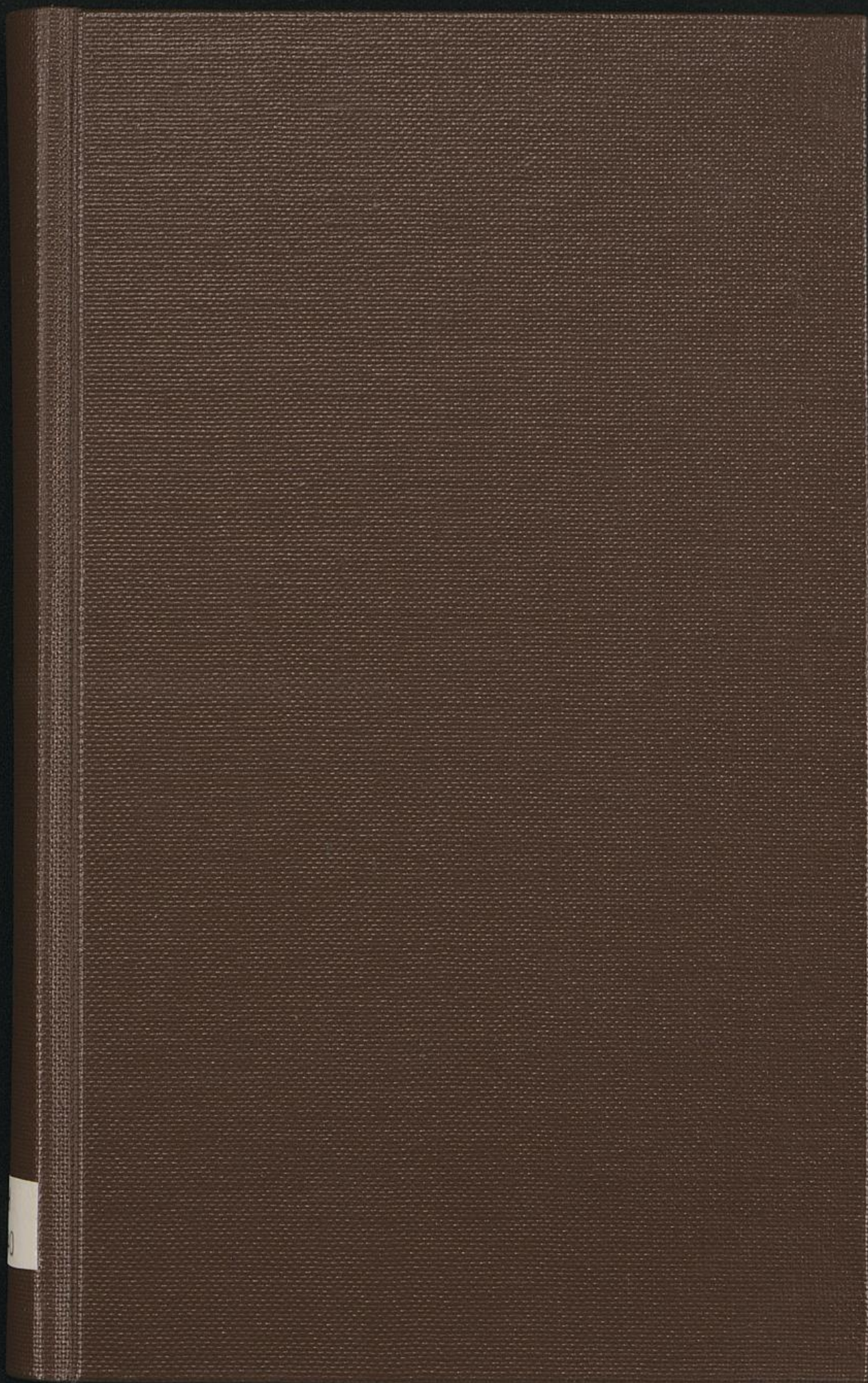
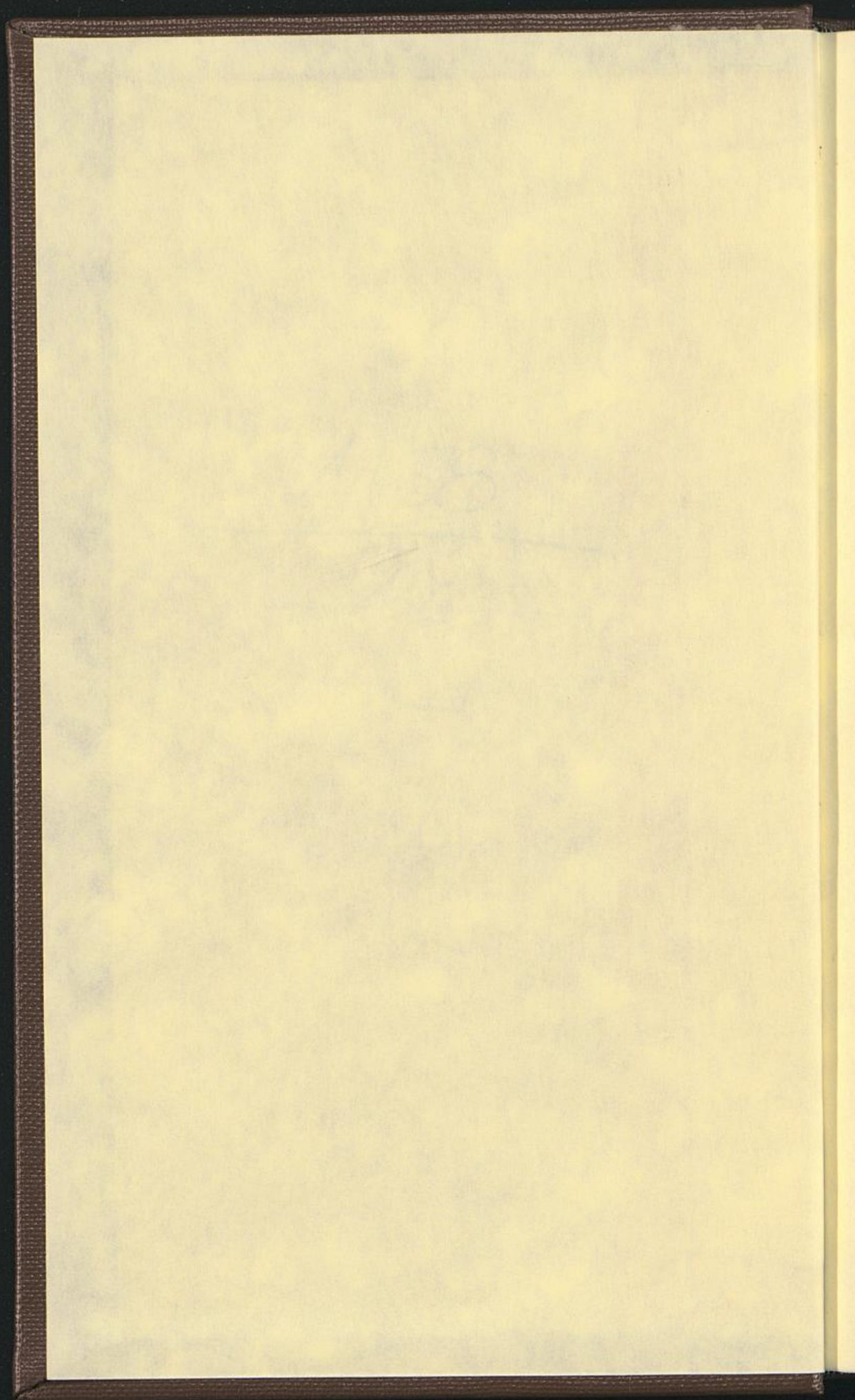
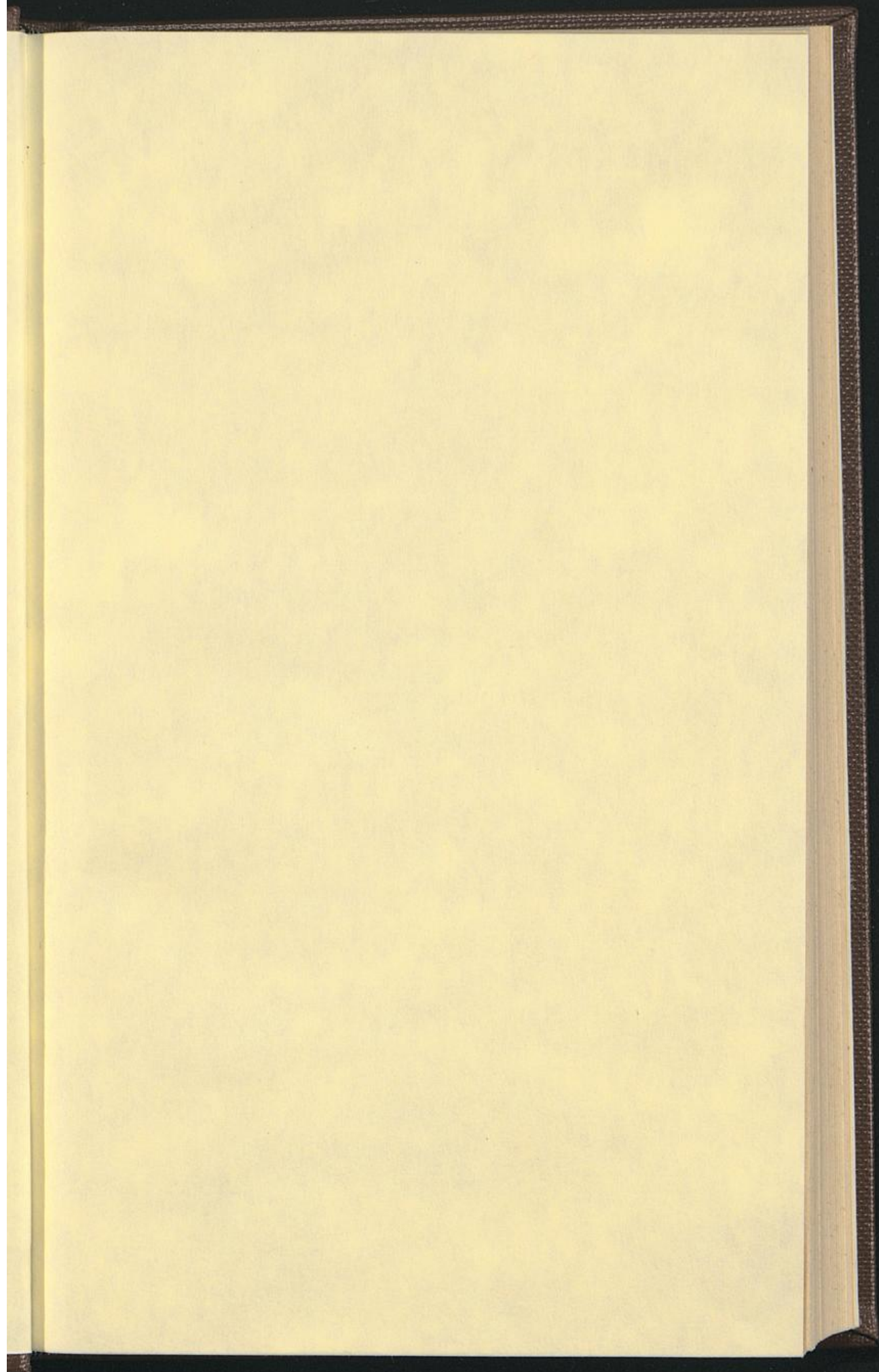
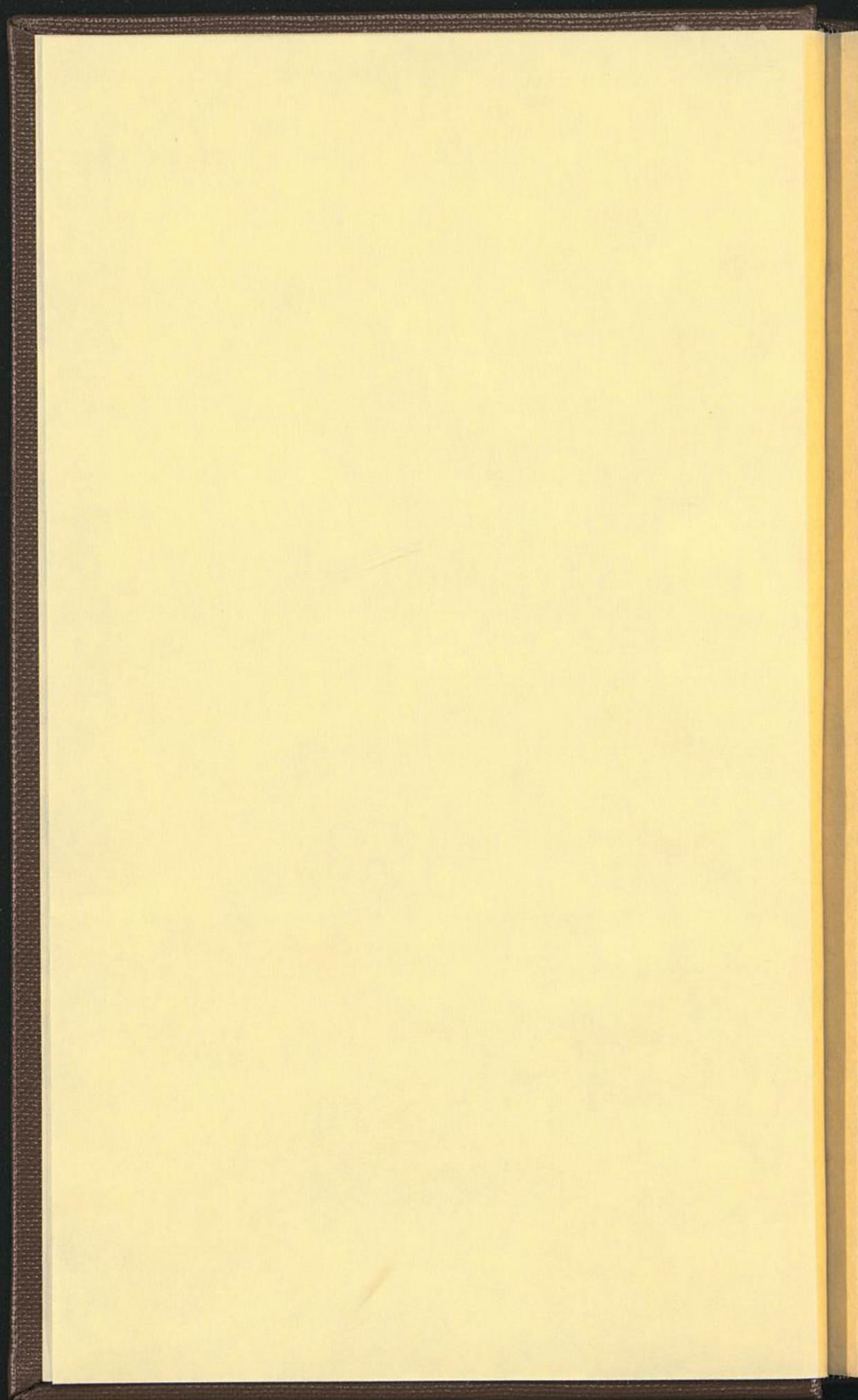
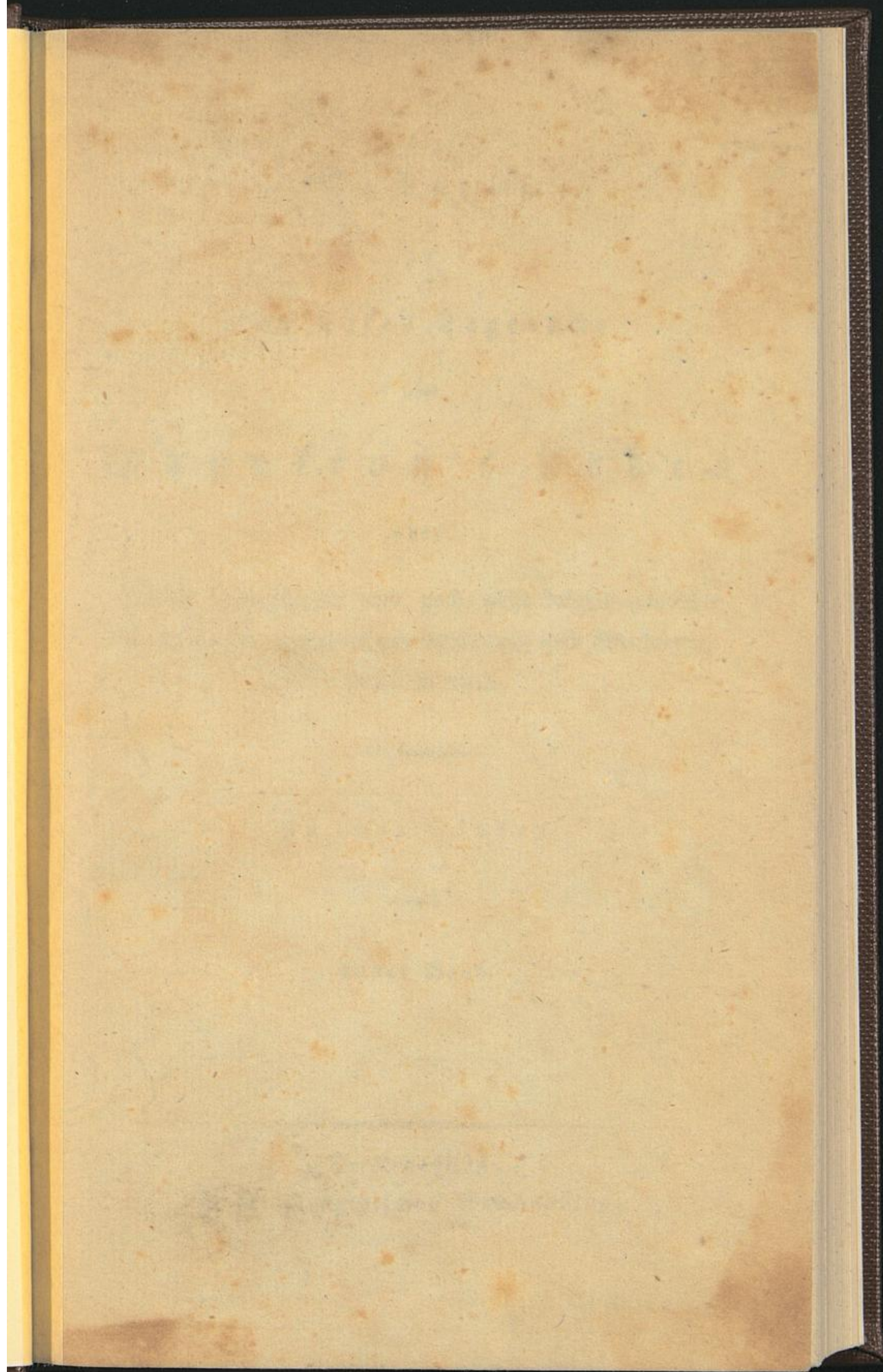


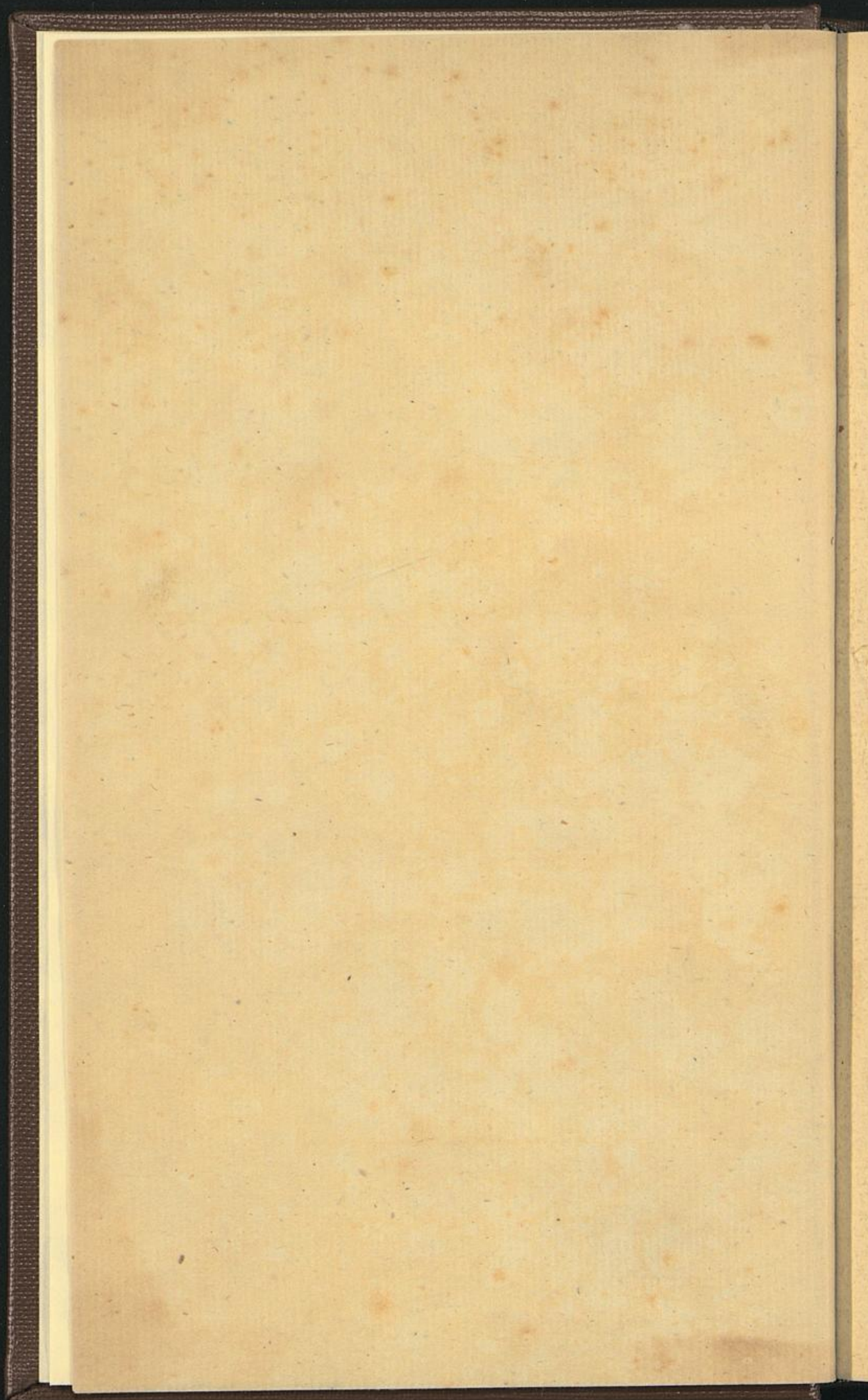












N a c h t r a g

zu

das Cafes Tagebuche

über

N a p o l e o n ' s L e b e n

oder

kritische Bemerkungen und noch nicht bekannt gemachte
Anekdoten zur nothwendigen Ergänzung und Berichtigung
jenes Werkes.

In zwei Bänden.

Erster Band.

Dresden 1824,
in der Arnoldischen Buchhandlung.

98/01158

H. 340



V o r r e d e.

Das Tagebuch von Sankt Helena gehört zu der sehr kleinen Anzahl derjenigen Werke, welche dadurch, daß sie entweder wirklich Wahrheit enthalten, oder daß ihr Autor die Kunst und das Talent besaß, das Unwahre als wahr auszuprägen, von einem höhern Interesse und von nicht zu berechnender Wirkung sind.

Bei der Leichtigkeit auf diesem Wege Tadel oder Lob nach Belieben auszuthellen, müßte ein solches Buch unter der Feder eines Betrügers eine reichhaltige Quelle des Ruhmes oder der Schande werden. Die Person, welche dabei immerwährend auf der Scene erscheint, welche man sprechen, handeln, sich erklären läßt, ist nicht mehr und kann daher das Zeugniß des Geschichtschreibers weder anfechten noch bestätigen. Ein solcher Zug aus dem Munde Napoleons vermag einen rechtlichen Mann zu beschimpfen und eben so einen andern zu Ehren zu bringen, der für alle Zeiten in der Verborgenheit bleiben sollte.

Herr von Las Cases kann jedoch nicht der Gegenstand eines solchen Verdachtes seyn und diese Bemerkungen sind auf ihn keinesweges anwendbar. Er ist ihnen selbst zuvorgekommen, indem er sein Recht auf Vertrauen darthut und, wie er sich hierbei ausdrückt, seinen Kreditbrief in die Hände des Lesers legt. Wir beginnen demnach damit, dessen redliche Absicht zu bezeugen, gegen welche nach unsrer Meinung durchaus nichts eingewendet werden darf.

Aber er kann sich irren und schuld seyn daß wir dann seinen Irrthum theilen. Wir würden alsdann das Spiel einer zwelfachen Täuschung werden; denn erstlich würde es der Geschichtschreiber hinsichtlich seines Modells seyn, das unter dieser Voraussetzung seinem Maler vorgelegen hätte, und dann würde er uns zweitens die Täuschung, die ihm sonach geworden, wieder seinerseits und mit der vollkommensten guten Meinung mittheilen.

Diese Bemerkungen bilden eben so viele wichtige Bewegungsgründe, das Tagebuch von Sankt Helena sorgsam zu prüfen.

Der Herr von Las Cases giebt zu wiederholtenmalen selbst zu, daß er im Irrthum gewesen seyn und mithin auch etwas Irriges gesagt haben könne, wenn er die Erinnerungen Napoleons mit dessen Plänen vermengt und einigemale als eine Thatsache erzählt hätte, was doch nur ein Vorsatz gewesen ist. Er ist es bei den Gardes de l'Église noch zu rechter Zeit gewahr worden. *)

Es kann dies nicht anders kommen, wie rechtlich auch ein Geschichtschreiber zu Werke gehen, wie groß auch sein Bestreben seyn möge, immer der Wahrheit treu zu bleiben. Es liegt in unsrer Natur, unsere Erinnerungen mit der Zeit verschieden zu gestalten. Wir werden ein Ereigniß, wobei wir selbst eine Rolle gespielt haben, wenn der Zwischenraum an Zeit, wo es sich zugetragen hat, nun schon größer geworden ist, nicht zweimal auf gleiche Weise erzählen. Wenn wir das Geschehene nicht sorgfältig niedergeschrieben haben, nehmen wir es gegen uns selbst damit nicht genau, ohne deshalb minder wahrheitsliebend zu seyn. Die Zeiten haben sich seitdem geändert, wir sehen nicht mehr mit den nämlichen Augen als sonst; das Herz hat eine andere Parthei ergriffen; der früher erhaltene Eindruck ist verlöscht oder er erneuert sich nicht; die Thätigkeit unsrer Sinne ist nicht mehr die alte; die Beziehungen sind von andrer Art — was weiß ich? Tausend geringfügige

*) Siehe Bd. 9. S. 25.

zufällige Dinge treffen zusammen, um eine Abweichung hervorzubringen. Ganz anders noch ist es, wenn die eigentliche Feder, welche alles belebt, alles in Thätigkeit setzt, abgenutzt und abgespannt ist, wenn die Einbildungskraft durch Erfahrung gelähmt, wenn sie farblos geworden ist und zu schlummern beginnt. Bei dem Verfasser des Tagebuchs hat sie noch nichts von ihrer Kraft verloren, sie könnte wohl sogar dann und wann seinem Gedächtnisse nachgeholfen haben; hieraus entsteht ein neuer Grund für uns, wohl zu unterscheiden, was unter dem Einflusse jener geschrieben ist, welcher die Geschichte nur mit Vorsicht trauen darf, und was diesem angehört, das sie ganz für ihr Reich in Anspruch nimmt. Welche besondere Umstände sind nicht bei dem Verfasser eingetreten, um dergleichen Abweichungen zu erzeugen? Gleich Anfangs im Schreiben gehemmt, mußte er dies nur in der Eile thun, und so sehr in der Eile, daß er statt der Worte Zeichen machen mußte, auf deren Bedeutung er sich nachher nicht besinnen konnte. Späterhin als er mit Gewalt wie ein Verbrecher, in Gemäßheit des von Sir Hudson Lowe angenommenen Gesetzbuchs, fortgeschafft wurde, blieb er lange Zeit seines Manuscripts beraubt.

Die Wahrheit hat in sich selbst ein so hohes Interesse, daß man schon das Streben derer, die sie redlich suchen, dankbar anerkennen muß, selbst wenn sie ihren Zweck nicht erreichen. Welchen würdigern Gegenstand für unsere Aufmerksamkeit kann es wohl geben, als diesen Mann, der zu einem Grade der Macht und des militairischen Ruhmes gelangt war, welcher uns unglaublich scheinen müßte, wären wir nicht selbst Zeugen davon gewesen, der aber dann plötzlich fällt, auf einen Felsen hingeworfen wird, dort das Loos des Prometheus findet und den man nun — was vermag nicht Haß und Neid — lange Zeit hindurch sogar die Talente absprechen will, von denen er doch so viele Proben gegeben hat. Unerhörter noch als seine Siege, gewaltiger als sein Aufschwung,

überraschender als die Wunder, welche ihm gelangen, möchte wohl die Behauptung seyn, daß ein bloß mittelmäßiger Mensch dies alles vollbracht habe. Die Erklärung dieses historischen Phänomens, eine treue Schilderung des Mächtigen unsers Jahrhunderts, der ein schreckliches Beispiel des Unbestands menschlicher Größe geworden ist, war mithin ein wahrer Dienst, welcher der menschlichen Gesellschaft erwiesen wurde, da er auf alle Klassen derselben einwirkte. Was recht ist muß recht bleiben! Vielleicht sind die Gefährten des berühmten Verbannten das Werkzeug, hier das Rechte an den Tag zu bringen. *)

Die Macht, zu welcher Napoleon gelangte, ist eine Thatsache, die niemand abläugnen kann; anders verhält es sich mit dem Gebrauche, den er davon gemacht hat, oder noch davon machen wollte. Beides ist einer verschiedenen Deutung unterworfen, das erstere weniger als das letztere; allein das eine kann dazu dienen, das andere mit einiger Gewißheit zu beurtheilen. *Ab acin ad posse valet consecutio.*

Er macht uns durch den Herrn von Las Cases mit seinen Absichten und Entwürfen bekannt. Allein dergleichen Versicherungen bedürfen des Beweises und wo kann man diese anders als in dem finden, was schon geschehen ist? Kann aber das Geschehene wohl ein Bürge des Künftigen seyn? Wenn die angekündigten Pläne sich an das anschließen, was wir bereits vollbringen sahen, wenn sie in bekannte und offen daliegende Thatsachen eingriffen, dann ist es nicht mehr möglich den Entwurf dieser Pläne abzuläugnen, weil sie bereits durch jene Thatsachen auf gewisse Weise einen Anfang ihres Vollbringens erlangt haben. **) Man ist jetzt im Stande

*) Das Tagebuch, die Memoiren Napoleons, herausgegeben von den Generalen Gourgaud und Montholon u. s. w.

**) So kann man wohl nicht an dem Vorhaben Napoleons zweifeln, die Engländer aus ihren Comtoiren in Indien zu vertreiben, Außer der zu diesem Zwecke unternommenen und wirklich ausge-

zu urtheilen, sobald man seinen Blick bald auf die einen, bald auf die andern wirft und nun sieht, ob diese Verbindung besteht und ob die zweiten auch wirklich aus den erstern fließen.

Es würde keine leichte Aufgabe seyn, Ordnung in eine lange Reihe von Gesprächen zu bringen, bei denen man von einem Gegenstande zu dem andern überging, jetzt den letztern fallen ließ, um einen dritten abzuhandeln, oder auf den ersten zurückzukommen. Wir wollen lieber dem Erzähler bei seinem Gange folgen. Selbst seine Unordnung ist nicht ohne Reize. Dann und wann werden wir uns jedoch erlauben, wenn die an und für sich interessante Materie einer näheren Entwicklung bedarf, die Stellen des Werks anzugeben, wo sie wieder erscheint, um nicht nochmals darauf zurück zu kommen und gleich das Ganze ins Auge zu fassen.

Den Thatfachen, an welche der Verfasser des Tagebuchs erinnert, oder welche er erzählt, werden wir noch andere hinzufügen, die durch die Verbindung, worinnen sie mit den erstern stehen, sie entweder bestätigen, oder widerlegen und folglich den Grad der Glaubwürdigkeit, der ihnen zukommt, näher bestimmen.

Es giebt in diesem Werke Unrichtigkeiten, Irrthümer, gewagte, entstellte Angaben. Man sieht leicht, daß viele Artikel erst späterhin, nach unvollständigen, mit Zeichen, deren Bedeutung nicht wieder gefunden wurde, übersüllten Notizen, geschrieben worden sind. Der Verfasser gesteht dies selbst mit einer löblichen Offenherzigkeit, was ihn gegen jeden Tadel schützt, von der andern Seite aber auch die Absicht, die erwünschte Genauigkeit herzustellen, wohl hinreichend erklärt und rechtfertigt. Uebrigens verdient derselbe, wie wir bereits erwähnten, schon Entschuldigung in Rücksicht des durch Zwang erzeugten Zwischenraumes, von der Zeit an, wo er seine Notizen hinwarf, bis zu der, wo er sie ordnen und an einander reihen konnte.

führten Ambassade nach Persien, ist noch eine Vorarbeit hierzu vorhanden, worüber wir merkwürdige und wenig bekannte nähere Umstände mittheilen werden.

te; und da dieser Zwischenraum mit Verfolgungen, mit Sorgen für seine Sicherheit, mit Krankheiten, mit langwierigen, kummervollen, kostspieligen Ortsveränderungen angefüllt war, so erhielt seine Entschuldigung um so größeres Gewicht.

Nach dieser Vorerinnerung können unsre Bemerkungen für den Autor nicht mehr beleidigend seyn. Er hat flüchtige Gespräche nur unvollkommen behalten, hat dieselben nun eben so unvollkommen und mit dem Bedauern, daß er es nicht besser machen konnte, niedergeschrieben, hat dieses Bedauern auch oft genug selbst geäußert. Wir helfen diesen Mängeln in Hinsicht aller der Thatfachen ab, die wir zu berichtigen im Stande sind, und glauben dadurch in die Absichten des Herrn von Las Cases einzugehen. Sein Zweck war, ein treues Gemälde Napoleons zu entwerfen. Das ist auch der unsrige und wir gehen bei unserm Bestreben mit derselben Unparteilichkeit zu Werke, deren vor allen andern solche Personen fähig sind, die gleich uns von Napoleon weder ein Unrecht erfahren, noch irgend Wohlthaten empfangen haben.

Wir schließen mit einer wichtigen Bemerkung, die wir, da sie einmal für immer hier stehen soll, nicht zu vergessen bitten. Um das Betragen Napoleons zu ermessen, um zu beurtheilen, ob das, was er in gewissen kritischen Verhältnissen seines Lebens that, auch dasjenige war, was er thun sollte, muß man nothwendiger Weise immer von der Stellung ausgehen, in welche er sich gesetzt hatte, und diese Stellung — welche doch auch etwas factisches war — stets in Anschlag bringen. Das ist eine strenge Bedingung. So betrachten wir Napoleon mit dem Titel und der Macht des Kaisers, zwei Dinge, die nicht bestritten werden können; denn wer vermag wohl zu läugnen, daß er diesen Titel geführt und die kaiserliche Macht ausgeübt habe. Wir gehen von der Thatfache aus und lassen die Frage, welches Recht er dazu gehabt habe, unentschieden.

Nachtrag

zu dem

Tagebuche von Sankt Helena.

§. 1.

Thronentsagung

21. Juni 1815.

Frankreichs Wohl konnte nur allein durch die Abdankung des Kaisers gesichert werden. Bd. I. S. 9.

Da wir dem Autor folgen, so sprechen wir nur insofern von der ersten Thronentsagung, als er deren bei den Gesprächen und sonst sich darbietenden Gelegenheiten gedenkt. Es soll jedoch in einem andern Artikel davon noch Rede seyn. Die Thronentsagungen sind so selten, daß sie wohl einer aufmerksamen Betrachtung würdig sind. Wenn sie freiwillig waren, so folgte ihnen die Reue in den meisten Fällen. *) Die übrigen mußten um so schmerzlicher seyn.

Als Napoleon das erste Mal zu Fontainebleau dem Throne entsagte, unterhandelte er mit den fremden Mächten, die eben ihren Einzug in Paris gehalten hatten. Mithin war er nicht mehr Herr der Hauptstadt. Dieses ungeheuern Verlustes ohngeachtet blieben doch der Hülfsmittel und der Aussichten zu einem Wechsel des Glücks bei der Partei, die er ergreifen konnte, noch so viele, **)

*) Karl der Fünfte, Victor Amadeus, Philipp von Spanien, Enkel Ludwig des Vierzehnten.

**) Man wird über diese Mittel, die ihm noch zu Gebote standen und die verschiednen Fälle, welche noch eintreten konnten, das Nähere unter dem Artikel: Feldzug von 1814, finden, der sich mit der ersten Thronentsagung endete. Ferner sehe man den vierten Paragraphen über den Selbstmord.

daß man ihm annehmliche Bedingungen machte, von denen jedoch die erste, nämlich die Nachfolge seines Sohnes auf dem Throne, alsbald widerrufen wurde. Man behandelte ihn als regierenden Herrn und es wurde ihm dieser Titel sogar noch vorbehalten.

Bei der zweiten Thronentsagung waren es nicht die fremden Mächte, welche selbige in Antrag brachten, sondern die ersten Männer im Staate, die besten Freunde des Kaisers, die ihn dringend baten, durch diesen feierlichen Akt Frankreich zu retten.

Zu dieser hochwichtigen Betrachtung gesellte man abermals den unwiderstehlichen Reiz, der das erstemal so mächtig auf Napoleon gewirkt hatte, man sprach von seinem Sohne und einer Regentschaft. Der Fürst Metternich gab sein Wort wegen des einen und wegen der andern, und der Bürge dafür war Herr Fouché! — Aber, was mehr noch zu seyn schien, war die von der Kammer der Deputirten genommene Maasregel, Napoleon den Zweiten zu proklamiren.

Die Mittel, über welche Napoleon jetzt zu gebieten hatte, waren ungleich bedeutender, als vor funfzehn Monaten unter gleichen Verhältnissen. Die Armee, welche viel zahlreicher war als diese, mit der er im Jahre 1814 gesiegt hatte, zog sich auf das noch völlig freie Paris zurück und man konnte es vertheidigen. Die Bevölkerung der von den Allirten nun schon ruinirten östlichen Grenzländer mußte, welchen Glauben Proklamationen und Versprechungen verdienen. Bei ihrem lebendigen Verlangen nach Rache würden sie sich mit Hartnäckigkeit geschlagen haben, und die übrigen Provinzen wären dann diesem Beispiele gefolgt. Sie waren jedoch insgesamt daran gewöhnt, das Vorbild der Hauptstadt nachzuahmen. Die Sache lag jetzt ganz anders. Bei der ersten Thronentsagung fehlte es an einem jedermann bekannten Sammelplatze. Napoleon zu verlassen war Verrath, und es gewann solches ein um so gehässigeres Ansehen, weil man zum Feinde überging, indem man die Vortheile benutzte, die schon in dessen Händen waren. Bei der zweiten hingegen mußte man viel besser woran man war. Der Verrath, der ohnehin bei seiner Logik leicht mit sich handeln läßt, schien diesmal recht glücklicher Weise die Farbe der Treue anzunehmen.

Napoleon, der die Versammlungen entweder mit Verachtung behandelt oder aufgelöst hatte, fühlte bei dem Betragen derjenigen, die sich nach seiner Rückkehr bildeten, daß er entweder zu viel, oder nicht genug gethan und mithin gefehlt habe. Das Verlangen in

Betreff der Thronentsagung paßte schlecht zu dem auf dem Mai-felde bewiesenen Enthusiasmus. Inzwischen wurde es von der Kammer zu erkennen gegeben und dem Oberhaupte vorgetragen, daß selbige vereint und von ihr nichts erhalten hatte. Und so sollte dieselbe, wenn sie ein solches Opfer forderte, auch dem, der sich bereit zeigte, es zu bringen, ein ruhiges Asyl sichern. Dies mußte eine nothwendige Bedingung seyn, ohne welche sie nichts fordern und nichts annehmen durfte. Sie mußte sogar in dem Falle, wenn Napoleon den Antrag gemacht hätte, sich demselben widersetzen, sobald sie voraus sah, daß sie dieses Asyl nicht zugestehen, oder nicht für ihn erhalten könnte.

Wenn man an den Feldzug von 1814 zurück denkt, der durch die Ungleichheit des Kampfes unermesslicher Heere gegen eine Hand voll Menschen, durch seine geschickten Manöuvres, durch die Schnelligkeit der Bewegungen, womit die entmuthigende Schwäche der Truppen verborgen wurde, so höchst merkwürdig ist, wenn man sich erinnert, daß der Feind seinen Sieg nur der Untreue zu verdanken hatte, so muß man sich wundern, daß Napoleon den Kampf im Monat Juli 1815 nicht von neuem begann, daß er um das Kommando der Armee erst nachsuchte, anstatt sich ohne Weiteres an deren Spitze zu stellen.

Daß er dieses Verlangen einige Stunden nach der Thronentsagung äußerte, beweist den über Napoleon ausgeübten Einfluß, den man schon gar nicht mehr bezweifelte. Es ergiebt sich derselbe aus vielen Umständen und er muß in mehreren Fällen ziemlich groß gewesen seyn, da der Kaiser dahin gebracht wurde, seinen Widerwillen und seine Abneigung zu bekämpfen. Es ging so weit, daß er auf Bitte mehrerer Personen, in welche er Vertrauen setzte, bei allem Abscheu, den er vor Fouché hatte, ihm doch das Polizei-Portefeuille anvertraute. Wir kommen auf letztern zurück.

§. 2.

H e r r F o u c h é.

21. Juni 1815.

Fouché muß einen wüthenden Hang zu heimlichen Operationen haben.
Bd. I. S. 10.

Die Rolle, welche Herr Fouché während der hundert Tage spielt, ist äußerst merkwürdig. Man schlägt Napoleon vor, ihn zum Polizeiminister zu ernennen. Napoleon erinnert sich, daß er heimliche Schritte gethan hatte, um den Frieden mit England zu Stande

zu bringen, daß er selbst zu diesem Zwecke Herrn Duvrard absendete, so wie andere Ränke schmiedete, und mag sich nicht mit einem Menschen einlassen, den er für sehr gefährlich hält, da man nie auf seine Treue rechnen kann. Der Herzog von Bassano, Regnault de St. Jean d'Angely, Real und mehrere andere Personen bestiegen jedoch seinen Widerwillen. So hatte denn Herr Fouché sein Portefeuille bloß diesen Fürsprechern und dem Einflusse zu verdanken, dem Napoleon aus Schwäche gegen sein inneres Gefühl und obschon er durch Erfahrung bereits gewisigt war, dennoch nachgab. Herr Fouché intrigirt und wird mit dem Grafen von Metternich einig, der viel zu klug war, um nicht jetzt zum Besten Oesterreichs von den Umständen Vortheil zu ziehen, wo das Glück dem Anscheine nach sich Napoleon wieder zuwendete. Er stand daher mit Herrn Fouché im Briefwechsel und dieser theilte ihm alles mit, was in den Tuilleries vorging. Wir wollen die besonders merkwürdigen Gegenstände dieser Intrigue näher ins Auge fassen. Mit Hülfe der Regentschaft und Napoleon des Zweiten zog er sich geschickt aus der Sache. Eben so gelang es ihm in einem andern Falle, weil er sich mit dem Hofe von Gent verstand. Man will sogar versichern, daß er für jeden andern Fall seine Rolle gut gespielt hätte und ich würde mich gar nicht darüber verwundern. Aber der eigentliche Hauptmoment sein Talent in vollstem Glanze zu zeigen, trat nach dem Verluste der Schlacht bei Waterloo ein. Die provisorische Regierung, die Maasregel derselben, die Abdankung, die Abreise Napoleons — alles das ist Herrn Fouché's Werk. Wenn man bedenkt, welche Schritte er thun mußte, welche heimliche Umtriebe nöthig, welche Mittel überhaupt anzuwenden waren, um bei Personen, die ihn weder liebten noch schätzten, zum Zwecke zu gelangen und die einander widerstrebenden Elemente so zu verbinden, daß wenigstens eine ephemere Vereinigung, hinreichend um für einen Augenblick nur das Unmögliche möglich zu machen, zu Stande zu bringen, so muß man gestehen, daß Herr Fouché glückliche Anlagen für die Intrigue hatte und man wird die Anrede eines erfahrenen Kenners, der nach seiner Rückkehr von Wien: Willkommen, Meister unsrer aller! zu ihm sagte, sehr richtig finden. Aber es war doch noch etwas Bescheidnes in diesem Grusse; Herr Fouché hatte sich bis jetzt nur als Meister in den niedern Intriguen gezeigt. Ihr Gelingen während der hundert Tage lag in den augenblicklichen Verhältnissen, der Verlegenheit, worinnen man sich befand, der allgemeinen Unruhe, der Unsicherheit, der Ueberraschung, dem Mangel an festen oder bekannten Vorschriften. Es war mehr Glück als gutes Spiel, denn sein Treiben wurde entdeckt; Napoleon konnte es mißlingen lassen und den Verräther bestrafen.

Wie mag er es wohl in der Folge umsonst und zu spät bereut haben, als er alle Fäden der provisorischen Regierung in seinen Händen sah und als er erkannte, daß ohne diesen Menschen sein Loos gewiß nicht so hart gewesen seyn würde. Was mochte er nachher wohl denken, als Herr Fouché Minister wurde und noch andre, als er, von ihm betrogen waren. Es ist Herrn Fouché gar nicht schwer geworden alle diejenigen hinzupferen, die sich für ihn bei Napoleon verbürgt hatten. Sie wurden epilirt; er dachte nicht, daß auch an ihn die Reihe kommen, daß seine Gunst nur eine Folge der Ueberraschung, nur ein bloßer Irrthum seyn könne; hat aber doch am Ende, fern von seinem Vaterlande, einen sanftern Tod gefunden, als er verdient hätte, wenn das Verbrechen immer bestraft und stete Gerechtigkeit in der Welt geübt würde.

Wir wollen nun die vornehmlichsten Stellen im Tagebuche, wo von Herrn Fouché Rede ist, zusammen nehmen, damit wir nicht nöthig haben, uns weiter mit ihm zu beschäftigen. Der Verfasser giebt (Bd. 4. S. 23 u. f.) einige Kunde über sein Verhalten während der hundert Tage, aber sie ist unvollständig und keinesweges genau. Folgendes mag zur Berichtigung dienen.

Im April 1815 kommt eine von dem Grafen Metternich empfohlne Person zu dem Banquier L.... Der Banquier hat bei einer langen Unterhaltung mit dieser Person vollkommen Gelegenheit zu bemerken, daß selbige einen diplomatischen Auftrag von größter Wichtigkeit haben muß. Sie übergiebt ihm hierauf Namen und Adresse und man bedarf daher nicht der Hülfe der Polizei, um sie aufzufinden. Napoleon, dem der Banquier Nachricht von der Sache giebt, läßt den Menschen (ehe er noch zu dem Minister gegangen ist) zu sich kommen und ihn (ich glaube) durch den Herzog von Vicenza ausfragen. Man giebt sich dabei das Ansehen, als wisse man mehr, als man wirklich weiß, kommt aber nach dem, was man aus dem Gespräche mit Herrn L.... abnehmen konnte, der Sache sehr nahe. Kurz man erklärt ihm, daß er arretirt sei und wenn er nicht die Missiv, welche er mit anher gebracht habe, sogleich herausgäbe, als Spion behandelt und bestraft werden würde. Jetzt rückte er mit dem Briefe des Herrn von Metternich an Herrn Fouché heraus. Man behielt den Emissair einige Tage lang in den Augen, dann gab man ihm seinen Brief wieder, um ihn an die Behörde zu bestellen. Es war nicht mehr der nämliche Brief; man hatte alles daraus weggestrichen, was gefährlich gewesen wäre es Fouché wissen zu lassen. Der Spion mußte Stillschweigen angeloben und war übrigens auch selbst dabei interessirt, es zu beobachten. An ihn erging die Drohung des Kaisers, von welcher

Herr von L. E. spricht, und nicht an Fouché. Einen Verräther von seinem Range geht man zu Leibe, ohne erst zu drohen. Allein es war nöthig von dem Emissair alle Nachrichten zu erlangen, die von Nutzen wären, und da man ihn, seinem eignen Geständnisse zu Folge, als Spion, der auf der That ertappt worden war, bestrafen konnte, so brauchte man mit ihm nicht viel Umstände zu machen. Er wurde begnadigt und in Freiheit gesetzt, jedoch nur unter der Bedingung, daß er an Herrn Fouché den Brief abgeben, die darauf erhaltene Antwort überbringen und von seiner Unterhaltung mit ihm Rechenschaft ablegen müsse. Es wurde ihm hiernächst nicht verheimlicht, daß man ihm auf allen Schritten und Tritten nachgehen werde. Der Graf Metternich war zu klug, um sich einen dummen Menschen auszusuchen. Sein Abgesandter merkte bald, daß er mit Leuten zu thun habe, die nicht mit sich spaßen ließen und jede Art des Widerstandes schlecht für ihn ablaufen könne. Die Pflicht der Selbsterhaltung gling ihm über Alles und das Vertrauen, das man in ihn setzte, kam dieser Pflicht zu statten. Man hatte sich nicht verrechnet. Der Spion verrieth Fouché kein Wort von seinem Unfalle und gab genaue Nachricht über die mit demselben gepflogene Unterhaltung. Jetzt wurde nun auch der Auditeur im Staatsrath, Herr Fleury von Chaboulon, dem nach Basel vom Herrn von Metternich abgesandten Emissair dahin entgegen geschickt. Er hieß Werner und Herr von Chaboulon war zu gut unterrichtet, um nicht bei seiner Mission, deren Erfolg er bekannt gemacht hat, glücklich zu seyn. Da nun der Kaiser sah, daß Fouché schwieg, sagte er eines Tages zu ihm: „Es ist mir hinterbracht worden, daß Sie im Briefwechsel mit Herrn von Metternich stehen und nur erst vor einiger Zeit einen Brief von ihm erhalten haben.“ Da hat man Ew. Majestät nicht belogen. — „Und warum sagen Sie mir kein Wort davon?“ — Wir haben so viel zu thun gehabt; zudem war auch der Gegenstand zu unbedeutend, um Sie damit zu behelligen. Uebrigens, fügte er mit gleichgültigem Tone hinzu, wartete ich nur auf eine Gelegenheit, mit Ew. Majestät davon zu sprechen. Ich habe den Brief bei mir; hier ist er. Hierbei nimmt er ihn aus der Tasche und überreicht ihn Napoleon. Dieser liest und sieht bald, daß Fouché eben so geschickte Leute wie er selbst zum Schriftnachmachen zur Hand habe. Die vorliegenden Schriftzüge waren denen des Originals von Metternich völlig gleich, aber es war nicht der von Napoleon diktirte Brief, sondern ein anderer von eben dieser Hand an dessen Stelle. Napoleon hatte in dem seinigen noch einige Dinge von dem deutschen Diplomaten stehen lassen, worüber er nun Fouché befragen wollte. Daß sie nun nicht mehr darinnen zu finden waren, hinderte ihn seine Absicht auszu-

führen; aber die Verrätherci seines Ministers war ihm jetzt klar. Doch da er glaubte, daß er, in Folge der von ihm genommenen Maasregeln dessen Briefwechsel aufzufangen, nichts mehr dabei zu befürchten habe, strafte er ihn bloß mit Verachtung. Er ließ nunmehr den Agenten abreisen und war nach der Unterschlebung, welche Fouché gemacht hatte, völlig überzeugt, daß derselbe nach Vorschrift gehandelt habe. Diese vollkommen wahren und genauen Umstände beweisen, daß, weil Napoleon Fouché unbestraft ließ, jede Drohung gegen ihn unklug gewesen seyn würde.

Napoleon hat Notizen über das Werk des Herrn von Chaboulon diktiert. Sie sind in dem zweiten Theile der Memoiren des Herrn von Montholon zu finden.

Hier ist eine derselben (S. 343). Napoleon wollte Fouché arretiren lassen, weil er bereits dessen verdächtigen Umtriebe kannte, als der Herzog von Vincenza ihn von der Ankunft eines Agenten des Herrn von Metternich unterrichtete. Er schob seinen Entschluß bis zur Rückkehr des Herrn von Fleury von Basel auf, denn das Gerücht von Fouchés Ungnade würde Herrn Werner verschreckt haben. Die Familie des letztern war von jeher den Metternichs sehr ergeben. Der Baron von Werner, der Vater, der in Oesterreich zu hohen obrigkeitlichen Aemtern gelangte, war vormalig Generalverwalter der Abtei Ochsenhausen gewesen, die dem Fürsten von Metternich bei den Ländervertheilungen in Deutschland als Entschädigung überlassen wurde. Die Werners waren ganz im Geheimnisse der Angelegenheiten dieses Hauses und bei diesem besondern Vertrauen, worauf man rechnen konnte, mußte wohl auch der fragliche Auftrag von Wichtigkeit seyn.

Aber warum behielt Napoleon, als Herr von Fleury zurückkam und schon als er hörte, daß derselbe Zusammenkünfte mit Herrn Werner gehabt hatte, Fouché noch länger zu seinem Polizeiminister? Er wußte doch nun gewiß, daß ihn derselbe verrieth und dem Fürsten Metternich von allen seinen Plänen Nachricht gab. Wäre es denn jetzt eine Sünde gewesen, diesen Herrn Fouché festzusetzen, ihn von vier Grenadieren in einem Zimmer der Tuilerien bewachen und ihm diktiren zu lassen, was er an seinen Correspondenten schreiben solle, um diesem nur solche Nachrichten zu geben, die in seine eigne Politik paßten? Nicht allein daß er dies nicht that, sondern er gab auch noch vor wie nach zu, daß Herr Fouché sein Wesen nach Belieben treiben konnte, welcher ihn dann durch eine verächtliche Gleichgültigkeit strafte und gegen ihn keinesweges gleiche Rücksicht übte. Wäre er wirklich so grausam gewesen, wie man ihn

gewöhnlich schilderte, wer hinderte ihn denn, von dem Augenblicke an, wo er durch Herrn Fl. de Ch. erfuhr, daß der Verrath wirklich begangen worden sei, durch selbigen die Zahl der Schlachtopfer zu vermehren, die seiner Grausamkeit gefallen seyn sollen? Herrn Fouché konnte weder sein Kredit, noch die Achtung welche er im Publikum genoß, noch das Andenken an die Dienste schützen, die er dem Staate geleistet hatte. Nie würde vielleicht eine willkürliche Handlung größern Beifall bei allen Parteien gefunden haben; es läßt sich das schon aus dem gerechten Tribute schließen, den man seinem Gedächtnisse zollte, als er seine mit Blut und Ränken besleckte Laufbahn auf fremdem Boden beschloß.

§. 3.

1. Juli 1815.

Abreise von Malmaison nach Rochefort. Bd. 1. S. 14.

Man muß die verschiedenen Erzählungen, wie man sie über diese Abreise sowohl in dem Tagebuche findet, als auch in damaliger Zeit, nach der Correspondenz zwischen denen, welche Napoleons Loos theilten und den Freunden derselben, bekannt machte, eine durch die andere berichtigen. Hier ist das Wesentlichste davon. Herr von L. E., der, wie er selbst sagt, damals dem Kaiser wenig bekannt war, wollte ihm folgen und ließ durch den Großmarschall, der bis dahin die Mittelsperson zwischen Napoleon und seinen Kammerherren gewesen war, um diese Gunst bitten. Napoleon hatte die Absicht einen Sekretair mitzunehmen und sein Kabinets-Sekretair war durch Geschäfts- und Handelsverbindlichkeiten, welche seine Gegenwart forderten, außer Stande Paris verlassen zu können. Herr Fl. de Ch., welcher während der hundert Tage Napoleon wichtige Dienste geleistet hatte und ihm dadurch bekannt worden war, sollte ihn ersetzen. Er hatte sogar einen Auftrag erhalten, wovon er dem Publikum in einem höchst interessanten Werke Rechenschaft abgelegt hat; aber er war im Augenblicke der Abreise von Malmaison nicht zu finden. Herr von Las Cases folgte Napoleon bis Rochefort ohne irgend einen Titel und wir finden dann, daß er der englischen Regierung gegenüber den eines Sekretairs annimmt, wie er denn auch wirklich dieses Amt während der Fahrt nach Sankt Helena und seines Aufenthalts daselbst verwaltete. Unter diesem Namen wurde er auch von den englischen Journalisten bei den Nachrichten aufgeführt, die sie über das, was sich am Bord des Northumberland zutrug, bekannt machten. Die gewaltsame Ausschließung des Generals Gourgaud (Bd. 1. S. 43) konnte durch

diese Hypothese nicht motivirt und Herr von Las Cases nicht als Offizier betrachtet werden. Man kam überein, erzählt letzterer, ihn ganz als Civilisten zu betrachten und mit Hülfe dieser Auslegung einen Vierten zuzulassen. Dieser Vierte war denn der General Gourgaud. Wenn man unter den Worten, ganz Civilist, Sekretair versteht, so lassen sich beide Lesarten vereinigen; daß aber dieses Wort fehlt, was doch so leicht zu sagen war, läßt den Leser im Zweifel über die eigentliche Rolle und das Amt des Verfassers. Die Funktionen der drei Generale waren gehörig angegeben. Die Generale Bertrand, Montholon und Gourgaud reiseten ab, ersterer als Großmarschall und die beiden andern als Adjutanten.

Herr von Montholon hatte den Auftrag die Equipagen auf der Straße über Limoges zu führen, weil nicht alle Wagen den nämlichen Weg nehmen konnten, ohne sich vielleicht bei der Bedienung auf den Posten zu schaden. Dieser General nun hatte bis Rochefort hierbei zu befehlen. Das sind denn nun die Umstände, welche desfalls bekannt gemacht worden sind. Man kann solche dem gemäß mit den Angaben vergleichen, welche das Tagebuch enthält.

Eine derselben ist mir sehr unverständlich vorgekommen und es wird die Sache, welche sie betrifft, auch nur vom Herrn von Las Cases erzählt. Eine dem Kaiser besonders ergebne Person, die dessen Sorglosigkeit in eignen Angelegenheiten kennt, kommt nach Malmaison, um zu erfahren, welche Maasregeln man wegen Napoleons Zukunft, da er eben dem Throne entsagt hatte, genommen habe. Man hatte daran nicht gedacht und der Kaiser besaß durchaus gar nichts. Um dem abzuhelfen, mußte jedermann sich der Sache von ganzem Herzen annehmen und bald waren die vier oder fünf Millionen zusammen gebracht, welche bei Herrn Lafitte deponirt sind (Bd. 1. S. 99 Note). Der Wagen, der diesen kleinen Schatz enthielt, wurde nachher selbst in einer Remise vergessen. Glücklicher Weise denkt man an denselben noch im Augenblicke der Abreise, die sich dann eben wegen der Maasregeln verzögerte, welche getroffen werden mußten, um den Wagen nach dem Orte seiner Bestimmung abzusenden. Bei dieser Erzählung fallen einem manche Bedenklichkeiten ein. Napoleon verließ das Elisee am 25. Juni 1815, um noch des nämlichen Tages nach Malmaison zu gehen. Dort blieb er nur drei volle Tage, indem er den 29sten abreiste und in Rambouillet Nachtquartier machte. In diesen drei Tagen also soll sich jeder aus gutem Herzen ins Mittel geschlagen haben, um eine unbe-

stimmte Summe Geldes vorzustrecken, hierdurch aber ein Betrag von vier oder fünf Millionen zusammen gekommen seyn. Die Sache wäre eigentlich nicht unmöglich, wenn man annähme, daß es Staatspapiere oder Anweisungen gewesen wären; aber es sollen vier bis fünf Millionen in Gold- oder Silbermünzen gewesen seyn, weil man sie ja auf einen Packwagen geladen hatte. Wenn man nun auch glauben wollte, daß fünfzig Personen hierzu beigetragen und einen Theil der empfangenen Wohlthaten dem Wohlthäter zurückgegeben hätten, so müßte jede derselben gleich hunderttausend Franken Münze, in dem Augenblicke einer allgemeinen Gefahr, bei der Erwartung des Einzugs der Fremden in die Hauptstadt, bei sich gehabt haben. Dies sind denn die Betrachtungen, wozu die Erzählung einer Thatfache Anlaß giebt, die allerdings, um begriffen zu werden, noch einiger näheren Erläuterung bedurft hätte. Die Dankbarkeit thut selten Wunder und will man etwas von ihr erwarten, so darf man doch nur sich auf das Mögliche beschränken.

§. 4.

Selbstmord Napoleons.

3. August 1815.

„Es käme nur darauf an, ein wenig seinen Kopf aufzusetzen.“
Wd. I. S. 36.

Man erinnert sich bei diesem Gespräche über den Selbstmord dessen, was eine Menge starker Geister sowohl im Jahre 1814 bei der ersten Thronentsagung, als auch im Jahre 1815, bei der zweiten Abdankung und selbst in der Zwischenzeit nach der Schlacht bei Waterloo, über den Weg sagte, den Napoleon, als er seinen Untergang für unvermeidlich erkennen mußte, hätte gehen sollen. Alle hielten ihn für einen Feigherzigen, daß er das Leben der Entehrung vorziehen könne. Das war der höflichste Name, den sie ihm geben wollten und fast machten sie sich ihre Mäßigung zum Vorwurfe. Aber wohl zu merken: hätte er ihre Wünsche erfüllt, so war er auch ein Feigherziger, der sich selbst gemordet hatte; denn der eine Satz hält dem zweiten die Waage. Als man nun sah, daß er vorzog, lebend zu bleiben, ging man so weit, ihm jede Art des Muthes ganz abzusprechen. Wie blind macht doch die Leidenschaft! Denn welchen Namen, welchen Grad der Verachtung verdienen sonach alle diejenigen, welche ihm so lange Zeit folgten, ihm dienten, ihn abgöttisch verehrten, ihn, der durchaus gar keinen Muth besaß. Die Soldaten werdens wohl besser wissen. Wo wäre denn die Gewalt hergekommen, die er über sie hatte, wenn er bloß

ein feigherziger Mensch gewesen wäre und könnte denn wohl die geistreichste Nation einem feigherzigen Menschen gehorcht haben! Napoleon hatte keine Handlung der Feigherzigkeit begangen, als er seinen Fall überlebte und eben so wenig wäre dies geschehen, wenn er im Fallen sich den Tod gegeben hätte. Brutus und Cato verdienten Lob, daß sie den Faden ihres Daseyns zerschnitten; aber nicht minder bewundert man Regulus, der anstatt das seinige zu verkürzen, die furchtbarsten Martern ertrug. Der beiden ersten Tod konnte auf das Wohl der Republik einwirken, des letztern Leiden war ihr nützlicher als sein Tod. Sein Selbstmord würde, anstatt die Rache aufzuregen, als eine Feigherzigkeit erscheinen, würde es auch wirklich gewesen seyn. Carthago war dann gerechtfertigt, anstatt daß sein martervolles Leben den Schwur für dessen Verderben herbeiführte. Er ging aus dem mit spitzen Nägeln ausgeschlagenen Fasse, worinnen Regulus starb, wie aus der Urne des Schicksals hervor.

Große Interessen knüpften sich an die Person Napoleons, so wie diese auf der andern Seite viel Furcht einflößte. Er war minder als irgend jemand berechtigt, sich das Leben zu nehmen. Uebrigens hatte er für einen Augenblick diese Schwäche, wovon ich den nähern Beweis in einem neu herausgekommenen Werke finde *). Es verdient dieses Ereigniß theils an und für sich selbst, theils wegen der Art womit es erzählt ist, einer nähern Erwähnung.

Es war unmittelbar nach der zu Fontainebleau erfolgten Thronentsagung, in dem Augenblicke, wo nun die Binde gänzlich fiel, wo auf den Verlust aller Täuschungen der höchsten Gewalt, sofort ein zweiter, in Hinsicht auf die noch viel lieberen Täuschungen der Dankbarkeit, der Freundschaft folgte; in dem Augenblicke da er sich verlassen sah von allen, die er mit Ehren und mit Reichthümern überhäuft hatte und die nun, nach gepflognen Unterhandlungen, zum Behufe der Erhaltung und Vermehrung ihres Besitztums, ihm den Rath gaben, alles aufzugeben. Der Senat, den Napoleon an Gehorsam gewöhnt hatte und der ihm, wenn er es verlangte, 300000 Conscripten zugestand, willigte jetzt in Napoleons Absetz-

*) Memoires du Baron Fain, ou manuscrit de 1814. 1 Vol. in 8. 1823. Ein äußerst merkwürdiges geschichtliches Bruchstück, weil der Verfasser es verstand, sich zu der Höhe seines Gegenstandes und dem Interesse der Thatfachen des verhängnißvollen Zeitraums zu erheben, wovon seine Schrift handelt, hiermit aber auch noch einen anziehenden Vortrag verbindet. Es ist ein wahres Drama; man sieht die Personen vor Augen.

ung, weil man sie von ihm forderte. Erschüttert durch die Muthlosigkeit seiner alten Waffengefährten, zu Boden gedrückt durch den Abfall seines ältesten Freundes, betrogen in seinen Neigungen, in seinen Hoffnungen, sieht er jetzt schmerzlich die Menschen in ihrer eigentlichen Gestalt. „Seit einigen Tagen scheint ihn ein geheimes Vorhaben zu beschäftigen. Sein Geist lebt nur in dem Rückblicke auf die Trauerscenen der Vorzeit. Der Gegenstand seiner vertraulichsten Gespräche betrifft den freiwilligen Tod, den die größten Männer des Alterthums in einer der seinigen ähnlichen Lage, ohne Zögern gewählt hatten. Man hört wie er mit Unruhe und doch mit kaltem Blute die widersprechendsten Beispiele und Meinungen zergliedert. Plötzlich wird in der Nacht vom 12. zum 13. (April 1814) die Stille der langen Schloßvorsäle durch häufiges Hin- und Herlaufen gestört. Die Bedienten gehen auf und ab, die Kerzen der innern Gemächer werden angezündet. Die Kammerdiener sind auf den Beinen — man klopft an die Thüre des Doktors Ivan, man eilt, den Großmarschall Bertrand zu wecken; man ruft den Herzog von Vicenza herbei, man verlangt den Herzog von Vassano, der in der Kanzlei bleibt. Alle kommen und werden nach und nach in das Schlafzimmer eingeführt. Umsonst lauscht die Neugierde mit gespitzten Ohren. Sie vernimmt nur Seufzen und Schluchzen, das von der Antichambre aus sich den Vorsälen mittheilt. Plötzlich kommt der Doktor Ivan heraus, läuft eiligst hinunter in den Hof, besteigt dort ein am Schloßgitter bereit stehendes Pferd und fliegt im Galop davon. Die schwärzeste Finsterniß bedeckt das Geheimniß dieser Nacht mit ihrem dichten Schleier.“ Hier ist was davon gesagt wird.

„Zur Zeit des Rückzugs von Moskau hatte sich Napoleon das Mittel verschafft, in einem unerwarteten Falle nicht lebendig in die Hände des Feindes zu gerathen. Sein Wundarzt Ivan gab ihm damals, auf sein Verlangen, einen kleinen Beutel mit Opium *), den er während der Zeit der Gefahr unausgesetzt an seinem Halse trug. Seitdem verwahrte er dies Beutelchen sehr sorgfältig in einem geheimen Fache seines Necessairs und in dieser Nacht nun schien ihm der Augenblick gekommen zu seyn, um zu diesem letzten Hülfsmittel seine Zuflucht zu nehmen. Der Kammerdiener, welcher hinter seiner halb offenstehenden Thüre schlief, hatte gehört, daß er aufstand, hatte gesehen, daß er etwas in einem Glase Wasser auf-

*) Es war nicht bloß Opium, sondern ein Präparat, das Cabanis näher angegeben hat; das nämliche, dessen Condorcet sich bediente, um sich das Leben zu nehmen. (Note des Herrn F.)

löste, es trank und sich dann wieder niederlegte. Bald nachher hatte der Schmerz Napoleon das Geständniß seines nahen Todes ausgepreßt. Jetzt nun ließ er seine vertrautesten Diener rufen. Von war unter dieser Zahl, hatte aber, als er hörte was eben vorgegangen sei und daß Napoleon sich über die verzögerte Wirkung des Giftes beklagte, den Kopf verloren und sich eiligst von Fontainebleau fortgemacht. Man erzählt nun weiter, es sei hierauf eine lange Ermattung eingetreten, die Schmerzen hätten nach einem sehr starken Schweiß aufgehört und alle beunruhigende Symptome wären, entweder weil die Dosis zu gering oder vielleicht die Kraft des Giftes von der Zeit verzehrt war, nun ganz verschwunden. Endlich wird gesagt, Napoleon hätte im Erstaunen daß er noch lebe, einige Minuten vor sich hin gesonnen, dann ausgerufen: Gott hat es nicht gewollt! und nun mit Ergebung in die Wege der Vorsehung, welche ihm nur eben das Leben erhalten, sein Schicksal ruhig zu ertragen beschlossen. Das Geschehene mußte ein Geheimniß bleiben. Am Morgen stand Napoleon auf und kleidete sich an wie gewöhnlich."

Die Rückkehr von der Insel Elba, welche in noch nicht Jahresfrist erfolgte, war wohl, was auch die Partisane des Selbstmords in Beziehung auf Napoleon sagen mögen, das stärkste Argument, andern und besonders ihm selbst zu beweisen, wie unsinnig er gehandelt hätte, sich ums Leben zu bringen. Diese Erinnerung wirkte ohne Zweifel sehr auf seine Meinung und brachte ihn auf den Gedanken, daß man sich nie der Verzweiflung überlassen müsse. Als er das zweitemal die Krone verlor, kamen ihm die frühern Ideen wieder ein; er dachte über den Selbstmord nach und diktierte eine Note, worinnen das Andenken an sein desfallsiges Attentat und zugleich an jene Rückkehr sich verbanden und ihre Wirkung zeigten. Das darinnen vorherrschende oder vielmehr einzige Gefühl ist Reue. Sie müsse immer dem Tode folgen, wenn derjenige, der sich denselben gegeben hätte, im Stande wäre, in die Zukunft zu schauen. Hier ist diese Note. Sie ist nicht lang und kommt hiermit zuerst ans Licht.

„Hat ein Mensch das Recht sich umzubringen? — Ja, wenn sein Tod Niemand Schaden bringe und das Leben ein Uebel für ihn ist.

„Wenn ist das Leben ein Uebel für den Menschen? — Wenn es ihm nur Leiden und Kummer gewährt.

„Da aber Kummer und Leiden des Menschen in jedem Augenblicke sich ändern können, so giebt es keinen Moment im Leben, in

welchem er ein Recht hätte, sich umzubringen. Denn es kann dieses Recht nur im Augenblicke des Todes selbst eintreten, weil ihm dann erst bewiesen ist, daß sein Leben nur ein Gewebe von Uebeln und Leiden gewesen sei.

„Es giebt wohl keinen Menschen, der nicht mehreremal in seinem Leben, wenn er den moralischen Beängstigungen seiner Seele unterlag, Lust bekommen hätte sich zu tödten, bei dem aber nicht, wenige Tage später, in Folge der Veränderungen, welche in seinen Verhältnissen und bei seiner Herzensangst eintreten, die Reue nachgekommen wäre. Es würde mithin der Mensch, der sich Montags umgebracht hat, des Sonnabends vielleicht gern leben wollen und gleichwohl kann man sich nur einmal tödten. Das Leben des Menschen besteht aus Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Es müßte also das Leben wenigstens für Gegenwart und Zukunft ein Uebel für ihn seyn — denn wenn es dies nur für die Gegenwart ist, so opfert er seine Zukunft auf. Die Uebel eines Tages geben ihm nicht das Befugniß, auch die künftigen Tage hinzugeben. Der Mensch, dessen Leben ein Uebel ist und der die Gewißheit hätte, (was aber unmöglich bleibt) daß es immer ein Uebel seyn und nie, weder in Beziehung auf sein Gefühl, noch in Ansehung seines Willens, sei es nun durch Veränderung der Umstände, sei es durch die Macht der Gewohnheit und des Ganges der Zeit, eine andere Gestalt gewinnen werde (was wiederum unmöglich ist), würde allein das Recht haben sich umzubringen. Wer unter der Last der gegenwärtigen Uebel so tief zu Boden sinkt, daß er sich selbst den Tod giebt, begeht ein Unrecht an sich selbst. Er giebt aus Verzweiflung oder Schwäche der Eingebung eines Augenblicks nach und bringt ihm sein künftiges Leben zum Opfer.

„Das Gleichniß von einem Arme, der mit einem Krebschaden behaftet ist und den man ablösen läßt, um den Körper zu retten, ist nicht gut. Wenn der Wundarzt den Arm abnimmt, so ist er gewiß, daß der ganze Körper außerdem nicht fortleben könne. Das ist kein bloßes Wort, das ist vielmehr eine ausgemachte Sache; anstatt daß die Leiden des Lebens, welche den Menschen dahin bringen sich zu tödten, nicht bloß seine Leiden enden, sondern auch zugleich seine ganze Zukunft vernichten. Niemand wird es bereuen, der sich den Arm ablösen ließ, aber er könnte wohl und würde es fast immer bereuen, sich ums Leben gebracht zu haben.“

So sehr auch Napoleon auf Sankt Helena gemartert wurde, so durfte er doch immer noch die Hoffnung hegen, daß vielleicht neue politische Verhältnisse die Rettung von seiner Insel herbeifüh-

ren könnten. Bei diesem Glauben würde er, indem er sich umbrächte, die Zukunft der Gegenwart geopfert haben.

§. 5.

Herr von Montalivet.

31. August 1815.

Herr Montalivet, der Minister des Innern wurde, war ein ehrlicher Mann, sagte Napoleon. Bd. 1. S. 87.

Diese Lobrede ist sehr kurz, so beschränkt auch die Zahl der ehrlichen Leute seyn möchte. Herr von Montalivet hatte Bartgefühl, Rechtlichkeit, Leben, Geist, Tiefe des Gefühls, eine seltne Lebenswürdigkeit, weil sie vom Herzen kam und weil er im hohen Grade sich auf das Schicksliche verstand. Sein Talent in Hinsicht auf Staatsverwaltung ist ganz unzweifelhaft. Man machte ihm allzu großen Eifer für Napoleon zum Vorwurf: als ob die Dankbarkeit ein Verbrechen wäre! Diese Ergebenheit hinderte keinesweges, daß er nicht bei vorkommender Gelegenheit Muth gezeigt und das Wagniß zu mißfallen bestanden hätte, sobald es die Freundschaft forderte. Er bewies es an einem seiner Freunde, einem General, der unbillig behandelt worden war. Ein gerechter Anspruch wurde vom Herrn von Montalivet nie zurückgewiesen, und bis das Unrecht wieder gut gemacht war, lag er Napoleon unaufhörlich in den Ohren. Man hat wohl gesehen, daß er über einen mächtigen General triumphirte, der das Haus des Maire von Boulogne diesem mit Gewalt weggenommen und denselben zuvor persönlich beleidigt hatte.

Herr von Montalivet war, ehe er Minister des Innern wurde, mehrere Jahre General-Direktor der Brücken und Chausséen, ein Verwaltungszweig, wobei man seinen Namen noch sehr in Ehren hält. Er ist dabei nicht vergessen und wird es noch lange nicht werden. Er starb als Pair von Frankreich im Monat Februar 1823.

§. 6.

Frau von Churot.

6. September 1815.

Die Frau dieses Repräsentanten war äußerst hübsch und sehr liebenswürdig. Bd. 1. S. 93.

Der Volksrepräsentant, von dem dort die Rede ist, hieß Churot. Seine Frau war von Versailles und ist richtig geschildert. Sie hieß Gauthier, starb noch jung im Jahre 1815 und hinterließ eine an Herrn Ber... verheirathete Tochter.

Alles was von ihr gesagt wird, kommt mit der Wahrheit genau überein, nur die strafbare Gefälligkeit des damaligen Artillerie-Generals muß davon ausgenommen werden, wenn anders Frau von Thurot der Wahrheit treu geblieben ist. Sie hat die vom Herrn von L. C. erwähnte Geschichte oft mit ganz andern Umständen erzählt. Nach ihrer Angabe hatte sie oft gewünscht, ein Gefecht an einem sichern Orte mit ansehen zu können. Der General versprach, ihr bei der ersten Gelegenheit Nachricht davon zu geben. Er that es auch wirklich; aber er ließ nicht ihr zu Liebe angreifen *) und Frau von Thurot, die so ungeduldig war, daß diese Gelegenheit gar nicht kommen wollte, verlor doch, als sie sich endlich zeigte, alle Lust noch einmal dabei zu sehn. Es war das Gefecht bei Loano, wie sie versichert, wobei der General Dumerblon am 3. Juli 1794 viertausend Piemonteser in die Flucht schlug. Vielleicht hatte sie bei ihrer abgeänderten Lesart besser als unser Geschichtschreiber den Ruhm ihres Geliebten im Auge, obschon letzterer nicht beschuldigt werden kann, daß er dessen Glanz zu verdunkeln beflissen gewesen wäre. Dem sei nun wie ihm wolle, wenn man ihm bei der Thatsache Glauben beimißt, so muß man es auch bei der Neue Napoleons und den Vorwürfen die er sich hierüber machte. Noch eine andere Begebenheit verbürgt die Aechtheit derselben. Bei der vorgespiegelten Landung in England und der Einschiffung der Armee, (womit wirklich der Anfang gemacht wurde) manöuvrirte die Flotte vor Boulogne und es trennten sich dann und wann einzelne Schiffe von der englischen, entweder um uns zu observiren, oder um sich einen Spaß mit uns zu machen. Eine der Schwestern Napoleons hatte ein gleiches Lustchen wie Frau von Thurot und begab sich, um es zu befriedigen, auf ein Schiff. Ihr zu Gefallen begann der Angriff; allein da dabei nichts gehörig berechnet war und man auch gar nicht wollte, daß es Ernst damit werden möchte, obschon man bei der Vertheidigung bitteren Ernst bewies, so jagten uns die Engländer zurück und wenig fehlte, so wäre die Prinzessin gefangen worden. Napoleon schalt den Admiral und behandelte seine Schwester sehr hart. Er sagte ihr, man müsse nie mit Menschenleben spielen; es sei ein abscheuliches Verbrechen, es ohne Noth in Gefahr zu bringen.

*) An dem Gefechte bei Loano, wenn es dieses wirklich gewesen ist, sind wohl die schönen Augen der Frau von L. nicht Schuld gewesen.

§. 7.

5. September 1815.

Bei aller Anstrengung des Generals Bonaparte und des Direktoriums konnten doch nicht mehr als zweitausend Louisd'ors zusammen gebracht werden. — Bei seiner Ankunft in Nizza ließ er die Summe von viertausend Louisd'ors in Golde an die Generals als eine Beihülfe zu Bestreitung des Aufwands bei Eröffnung des Feldzugs auszahlen.
Bd. 1. S. 96. *)

Hierbei ist nothwendig ein Irrthum oder eine Lücke. Der Verfasser stellt den Staatsschatz in einem solchen Grade der Entblösung dar, daß man alle nur mögliche Mühe hat, 48000 Franken aufzubringen, womit denn der General eiligst abreist und nachher bei seiner Ankunft das Doppelte dieser Summe vertheilt. Man hätte sagen sollen, auf welche Weise sich diese Summe unterwegs vermehrte. Es ist wohl nicht wahrscheinlich, daß das Direktorium jemals so ganz arm gewesen seyn sollte. Man weiß, daß ein Reservesonds für den austretenden Direktor vorhanden und diese Summe so bedeutend war, daß einer der fünf Direktoren sich immer gern diesem Schicksal des Schicksals unterwarf, daß er darein willigte, sich sogar Mühe gab das Schlachtopfer zu werden. Dieser Umstand ist aus einer andern Stelle des Tagebuchs, bei der Epoche, wo der General Bonaparte sich an die Stelle des Direktoriums setzte, erwiesen. Siehe's machte eine Theilung, welche der von Mont-Gommery gleich. Wir werden späterhin davon sprechen.

§. 8.

B e r t h i e r.

30. September 1815.

Der Kaiser meinte, daß er Berthier gewiß vierzig Millionen gegeben habe.
Bd. 1. S. 123.

Unter diesen Geschenken ist weder das Fürstenthum Neuchâtel, noch sind darunter die Dotationen begriffen. Man fragt sich, welche Schlachten der Mann gewonnen habe, der mit so großen Reichthümern überhäuft wurde? Welchen Staat er gerettet hatte? Wie sein Verhalten war, als sein Wohlthäter alles verlor? In dem Manuscript von 1814 ist die Antwort hierauf zu finden. Er wurde nicht zum Verräther, aber er reiste bloß ganz ein-

*) Durch einen bösen Druckfehler ist in dieser angegebenen Stelle S. 96 des I. Bandes der Uebersetzung statt 2000, 10000 und statt 4000 nur 4 Louisd'or gesetzt worden.

facher Weise von Fontainebleau ab, als Napoleon dort ankam, ohne von ihm Abschied zu nehmen, ging nach Paris und kam auf diese Weise recht glücklich davon. Zu diesem glücklichen Davonkommen aber gesellte sich bald darauf noch eine Garde-Compagnie. Die einzige Rache, die Napoleon, nach der Behauptung seines Historiographen, an ihm nahm, war, ihn, seinen alten Freund in der neuen Uniform vor sich erscheinen zu lassen.

Napoleon gesteht (Bd. 2. S. 52) daß B. voller Ansprüche und von finstern Wesen, so wie sehr hart und gebieterisch gegen seine Untergebenen war. Er entschuldigt ihn mit dem Titel eines Favoriten und den Folgen eines schwachen Charakters. Er giebt ferner seinen völligen Mangel an Talenten und seine gänzliche Geistlosigkeit zu, versichert jedoch, daß in seinen Augen dies alles durch eine für ihn höchst kostbare Fähigkeit ersetzt worden wäre. Er habe nämlich seine Ideen mit größter Genauigkeit schnell aufgefaßt und denselben gemäß die nöthigen Instruktionen und Befehle ausgefertigt. Aber verdiente denn wohl eine so specielle und in ihrem Nutzen so beschränkte Eigenschaft, daß ein Mensch von ganz gewöhnlichem Kopfe, der jeder kräftigen Maasregel ganz unfähig war, allen Männern von großen Talenten und höhern Geistesgaben vorgezogen wurde? Die Vergeltung für geleistete Dienste muß doch im richtigen Verhältnisse mit diesen Diensten und gehöriger Unterscheidung ihres Werthes erfolgen. Es scheint als ob Napoleon in dem vorliegenden Falle gegen diesen Grundsatz gefehlt habe. Aber er kannte seinen Mann, er wußte, daß er hart gegen seine Untergebenen war und recht gut was er that. Daß in seiner nächsten Umgebung sich einige Personen befanden, die von allen Mitteln sich persönliche Achtung und Liebe zu erwerben völlig entblößt waren, möchte wohl nicht ganz unberechnet gewesen seyn. Allein das Sprüchwort sagt: Wie der Herr so der Knecht, und der Herr thronte in den Wolken; er war so wenig zugänglich, es konnte also der Zweck gar leicht verfehlt werden.

§. 9.

27. Oktober 1815.

Die am 19. März in den Tuilerien zurückgelassenen Papiere.

Die Angaben sind in Ansehung dieser Papiere verschieden. Herr von L. E. sagt Bd. 2. S. 11: daß sie auf den Tischen liegen geblieben wären, daß der Kaiser diese Tische in die Winkel des Zimmers schieben ließ und niemand davon etwas anrühren sollte, so wie daß, weil er eben-

falls Frankreich wieder verließ ohne in die Tuilerien zurückzukommen, dieses Zimmer und die Papiere ungefähr eben so wie man sie verlassen hatte, wiedergefunden worden seyn müßten.

Bd. 2. S. 110 liest man folgendes: „Bei der Rückkehr von der Insel Elba fand man in den Tuilerien eine Menge von Gesuchen und andern Schriften, worinnen Napoleon auf sehr unziemende Weise behandelt war; er ließ sie verbrennen.“

Endlich steht in den Memoiren des Generals Montholon (Th. 2. S. 331) nachstehende von Napoleon selbst diktirte Bemerkung: „Der Tisch des Cabinets war mit seit neun Monaten dem Könige dedicirten Werken und mit sieben bis achthundert Bittschriften und Berichten über geheime Gegenstände bedeckt. Es ist wahr, daß sein Privatportefeuille, worinnen seine eignen Papiere lagen, z. B. der Briefwechsel mit der Herzogin von Angoulême von der Zeit an, da sie sich im Tempel befand, die Briefe von Ludwig den Sechszehnten und der Brief des Herrn von Malmeßbury, worinnen er den Tod dieses Königs meldete, auf dem kleinen Tische zurückgeblieben waren. Niemand nahm Kenntniß von diesen Schriften. Napoleon allein befiel sich vor, dieselben durchzugehen. Es waren sehr merkwürdige darunter, die einigemal zu höchst pikanten Scenen Anlaß gaben.“

Es ist, wie man sieht, eine ganz eigne Sache mit diesen Papieren, sie sind verbrannt worden und sind auch nicht verbrannt worden.

§. 10.

28. Oktober 1815.

Der Erzbischof von Aras, der Emigranten erster Rath und Leiter ihrer Angelegenheiten. Bd. 2. S. 16.

Dieser Bischof, Bruder des Erzbischofs von Tours, hieß von Conzié. Seine Familie war aus Savoyen und er wird hier als Linkisch und groß dargestellt. Er war mit Robespierre in Verbindung geblieben und beide schrieben sich oft. Dieser hohe Diener der Kirche hatte eine höchst sonderbare in jener Zeit sehr gebräuchliche Logik. Sie bestand darinnen, den größten Ausschweifungen seinen Beifall nicht zu versagen, sich vielmehr darüber zu freuen, weil man hoffte, daß in dem Grade, als es damit schlimmer würde, das Ende des Revolutionstrauerspiels sich nahen müsse. Bei der Nachricht von einer Hinrichtung rufen diese Logiker aus: recht schön, sie werdens bald dahin bringen, daß ihr Sturz unvermeidlich wird. Er hatte auch wirklich statt, aber nicht wie man sich die

Sache gedacht hatte, nicht mit den verbündeten Folgen. Keiner der erwünschten Fälle trat ein und wie endlich der Schlag kam, so geschah es plötzlich und unerwartet, keineswegs in der Art und Weise, die man fünfzehn Jahre früher bezeichnet hatte. In Gemäßheit dieser Logik sprach nun auch dieser Bischof mit den Schafen seiner Heerde, die auf Frankreich einen nachtheiligen, glücklicher Weise nur ephemeren Einfluß hatte. Personen, welche sehr gut unterrichtet seyn wollen, behaupten, daß Robespierre mehr als einmal seinen Bischof zu Rathe zog, welcher dann immer, in Folge jener herrlichen Grundsätze, die allergräßlichsten Maasregeln in der Hoffnung gut hieß, daß es die letzten seyn, oder daß sie wenigstens die Lösung des Knotens beschleunigen würden. In diesem Geiste ließ man die Güter der Emigrirten verkaufen, weil man gewiß zu seyn glaubte, daß dieser Verlust dereinst für nützlich erklärt werden würde, und dabel weiter folgerte, daß dann in Ansehung der Güter des Klerus, aus gleichem Grunde das Nämliche geschehen müsse.

§. 11.

Absehaftung des Tribunats.

4. November 1815.

Das Tribunat war ganz unnütz, ich schaffte es daher ab, obsehon ich wußte, daß man über Verletzung der Geseze schreiben würde. Aber ich war stark und that es um des allgemeinen Besten willen. Ich hätte es lieber schaffen sollen, denn wer mag wohl daran zweifeln, daß es meine Ansichten und Pläne angenommen, im Nothfall selbst sanktionirt haben würde. Bd. 2. S. 27.

Hieran ist nicht zu zweifeln. Diese Absehaftung des Tribunats trifft mit der Einziehung des Konsulats zusammen. Nämlich das erste Corps verlangte die Verwandlung des ersten Konsuls zum Kaiser und dann seine eigne Auflösung. Diese beiden Ereignisse waren von Umständen begleitet, die nicht unwichtig sind. Sie werden in den noch ungedruckten Memoiren, oder einem geschichtlichen Journale, von einem Manne, der mit den damaligen Begebenheiten höchst unzufrieden war, sich aufgezeichnet finden. Da er uns sein Manuscript mitgetheilt hat und wir einige Gegenstände, die uns besonders merkwürdig schienen, ausgezogen haben, so mögen sie hier dazu dienen, den damaligen Zeitgeist zu schildern.

„Dienstags den 1. Mai 1804. — Die Versammlung des Tribunats, welche sehr geheimnißvoll als eine außerordentliche angekündigt wurde, war in keiner Weise geheim. Ihr Gegenstand war die Verwandlung des Titels eines Konsuls in den eines Kaisers.

Der Tribun Curée machte die desfallsige Motion; Simeon, Joubert, Carion-Missas und andere Tribune waren mit ihm gleicher Meinung. Der letztere (Carion) bat hiernächst unterthänigst um die Abschaffung des Tribunats.

Sie halten's für die größte Ehre,
Daß Ew. Gnaden sie verzehe!

Carnot verlangte das Wort, um gegen die Motion von Curée und Consorten zu sprechen. Man hatte schon vierzig Redner vor ihm eingezeichnet und da Tag und Stunde bestimmt ist, wenn die Erörterung des Gegenstandes abgeschlossen seyn muß, so kann es leicht geschehen, daß er nicht gehört werden kann. Wäre es nicht Carnot, so möchte man sich versucht fühlen zu glauben, daß dies eine abgeredete Sache sei, um einen Beweis für die große Freiheit der Redner zu geben, allein wenn man sich erinnert, daß er sich auch als Gegner bei der Frage von dem lebenslänglichen Konsulate einschreiben ließ, so muß ihm wohl Glauben belgemessen werden. Es mag seyn wie ihm wolle, diese Opposition wird gewiß einen guten Eindruck machen. Heute Morgens wurde gesagt, es sei im Werke einen Adel zu bilden und es würden alle Offiziere für adelich erklärt werden. Da in den letzten Jahren der Monarchie jeder, der Offizier werden wollte, von Adel seyn mußte, so würde, wenn jenes Gerüchte Grund hätte, gerade das Gegentheil hiervon statt finden.

„Folgendes ist in der Kürze die Geschichte jener Tribunats-sitzung, welche Epoche machen muß. Am 10. Floreal des Jahres 12 kündigte der Präsident an, daß der Tribun Curée eine Motion bei dem Bureau niedergelegt habe, nach welcher darauf angetragen werde, erstens den ersten Consul Bonaparte zum Kaiser zu ernennen, zweitens die Erblichkeit in seiner Familie zu erklären und drittens alle Institutionen, die bloß entworfen wären, definitiv zu beschließen. Der Redner spricht dann, um seinen Vorschlag genauer zu entwickeln. Er schildert anfangs die Geschichte der Revolution; behauptet dann, daß die Veränderung in eine Dynastie gewünscht werde, sucht zu beweisen, daß bloß auf diesem Wege die Unsicherheit der Zukunft gehoben werden könne und versichert endlich, daß jener Wunsch in der Armee und in der ganzen Nation allgemein sei. Simeon nimmt hierauf das Wort und zeigt die Mängel des Wahlsystems; er spricht von Institutionen die auf Trümmern errichtet worden wären, von entarteten Menschen und endet mit der Bemerkung, daß ja eigentlich nichts geändert werden, daß man von der jetzigen Regierung zu der nämlichen Regierung übergehen würde, was ohne Zweifel so viel heißen soll, als daß der neue Kaiser

nicht mehr Machtherrlichkeit haben werde, als er schon als Konsul hatte. Jetzt trat Joubert auf; nach seiner Meinung ist das Wahlsystem nichts als eine schreckliche, durch die Revolutionen erzeugte Theorie, dagegen aber die Erbfolge eine in Frankreich volksthümliche Doktrin. — Mich dünkt, die Sache hätte besser verfochten werden können. Zwischen dem königlichen und dem kaiserlichen Throne hat es so viele Stufen gegeben; man brauchte nur von der letztern zu sprechen. Eine ganze Heerde von Tribunen stiegen die bereits vortragenen Ideen nochmals durch und sprachen im gleichen Sinne. Carion-Nisas endete seine Rede auf sehr merkwürdige Weise. „Man hat, sprach er, zu Anfange der Revolution ein wichtiges Monument jener feierlichen Contrakte zwischen Staatsoberhaupt und Volk oftmals angeführt. Ich meine den bekannten Eid der Cortes von Arragonien. Wir, so heißt es darinnen, die wir so viel sind als Du, (angeborene Gleichheit) die wir mehr vermögen als Du, (Volksouverainetät) wir machen Dich zu unserm Oberhaupt, (Contrakt) damit Du über unsere Wohlfahrt wachen sollst, (Bedingung) wo nicht — nicht. (Strafe der Pflichtvergesenheit). Du Familie! welche Frankreich zur Reglerung berufe, erkenne hierinnen Dein Recht!“ — Am Schlusse schlägt der Redner noch vor, man möchte erwägen, ob es nicht angemessener wäre, die Berufung auf das Tribunat und dessen Vorrechte an dieselbe obrigkeitliche Behörde abzutreten, welche im Namen des Kaisers zu sprechen haben würde. Da fünf und vierzig Redner eingeschrieben waren, so wurde darauf angetragen, eine Commission von elf Mitgliedern zu ernennen, welche nächsten Donnerstag Bericht erstatten solle; dies wird angenommen.

„Carnot fordert das Wort, um bei einem streitigen Gegenstande von so großer Wichtigkeit die völlige Freiheit der Meinungen in Anspruch zu nehmen. Er erklärt, daß er gegen die Motion sprechen werde. Der Präsident antwortet, daß er sich wie jeder andere einschreiben lassen könne.“ Das ist die gedrängteste Uebersicht, die man von einer Sitzung geben kann, welche in der Geschichte des Konsulats ewig denkwürdig bleiben wird.

„Am 2. Mai (12. Floreal) versammelte sich der Senat in außerordentlicher Sitzung wegen des großen Akts, vermöge dessen ein Konsul zum Kaiser umgeschaffen werden soll.

„Es ist diese Sitzung nicht minder interessant als die gestrige. Nachdem was der Präsident zu Carnot gesagt hatte, daß er in seiner Reihe sprechen könne, das heißt als der Sechsz und vierzigste, glaubte man, er werde keine Zeit mehr finden, seine Mei-

nung zu äußern; allein man gestattete ihm das Wort vor seinen Kollegen und dies geschah ohne allen Zweifel auf Befehl des Konsuls. Er hat sehr wohl daran gethan. Wo es keinen Widerspruch giebt, da hat der Streit ein Ende und um die Freiheit der Meinungen sieht es dann sehr bedenklich aus.

„Carnot sprach also zuerst in der gestrigen Sitzung. „Ich bin weit entfernt, sagt er, den Glanz der Großthaten des Konsuls schwächen zu wollen; aber welche Dienste auch ein Bürger seinem Vaterlande leisten möge, so giebt es doch immer noch Schranken für die Erkenntlichkeit der Nation. Wenn man den Titel, den er so sehr verherrlicht hat, gegen einen andern vertauschen wollte, hieße das nicht seinem Ruhme schaden? hieße es nicht sein eignes Werk vernichten, wenn man ihn zum Herrn über ein Land setzte, dem er eine freie Regierung versprochen hat? Ich habe zuvor gegen das lebenslängliche Konsulat gestimmt und werde eben so gegen die erbliche Monarchie stimmen. Bonaparte bedeckte sich mit Ruhm, als er die öffentliche Freiheit aufrecht erhielt, die er zu behaupten geschworen hatte — soll man ihm nun in der unumschränkten Gewalt ein Vatererbe bilden? Die Römer hüteten sich wohl die Diktatur zu verewigen. Man will Register eröffnen, um die Wünsche niederschreiben zu lassen, die, wie man sagt, allgemein seyn sollen. In allen Theilen Frankreichs wird dieser Wunsch in Adressen ausgesprochen werden. Von wem aber? Von angestellten Personen, die ohne Zweifel des eignen Herzens Verlangen, aber wohl nicht die Wünsche des Volkes niederschreiben möchten. — Die Freiheit der Presse ist vernichtet. Eine rechtliche, ehrerbietige Vorstellung findet kein Gehör mehr. Die Ausschließung einer Dynastie erzeugt keinesweges die Nothwendigkeit einer neuen. Werden wohl die europäischen Mächte den neuen Kaisertitel gut heißen? Oder will man die Nation fernerhin schrecklichen Calamitäten aussetzen, um ein politisches Ereigniß durchzusetzen, dessen Nothwendigkeit mir bis jetzt in keiner Weise bewiesen scheint? Mein Herz sagt mir, daß die Freiheit möglich ist und daß es Mittel giebt, sie ohne Dazwischenkunft eines willkürlichen Regiments zu behaupten, unter deren Schatten sie sterben müßte. Wie können Sie daran denken, einen Monarchen zu creiren, ohne zuvörderst auf Festsetzung von Institutionen bedacht zu seyn, diese Freiheit zu sichern?“ —

„Diejenigen, welche Carnots Rede selbst mit angehört und nachher selbige in den öffentlichen Blättern gelesen haben, geben zu, daß sie in dem Grade beschnitten und abgeändert worden sei, daß man dabei das Absichtliche deutlich wahrnehme.

„Unter den braven Tribunen, welche nun auf den ehemaligen Direktor loszogen, zeichneten sich Arnoud de la Seine und Carion aus. Der Erstere ruft mit lauter Stimme: „Welch ein böses Verhängniß waltet doch nur über unserm Kollegen, daß er ein ruhiger Zuschauer bei den Attentaten des Wohlfahrtausschusses geblieben ist, der ihn zum Direktor macht, aber ohne die Mittel läßt, das Heil der Nation zu begründen! u. s. w.“ Carion-Nisas widerlegt ihn Punkt für Punkt; er gesteht, daß die Freiheit der Presse vernichtet, fügt aber hinzu, daß sie ein Unglück sei. „Der Bürger Carnot, spricht er, rühmt sich, daß er sich dem lebenslänglichen Konsulate widersetzt habe. Nun ja, er hat es gekonnt, er hat es gethan, er ist im Besitze seiner Freiheit, seiner Ruhe geblieben und diese Ruhe gereicht der Macht, unter deren Schutze er lebt, zur Ehre.“ Ist es nicht sonderbar, daß ein Tribun es Bonaparte zum Verdienst macht, daß er einen Tribun in Ruhe gelassen habe! — „Der Bürger Carnot, so fährt der Redner fort, widersetzt sich heute dem allgemeinen Wunsche. Man hört seine Meinung ganz friedlich mit an und man wird ihm auch fernerhin wie bisher nichts zu Leide thun. Er sollte seine Fehler benutzen. Unter der demokratischen Regierung hat er geächtet und ist geächtet worden. Unter der gegenwärtigen genöß er die vollkommenste Freiheit. Er wird wohl den Unterschied einsehen.“

„Senat, Tribunat, Staatsrath, alle Welt ist beschäftigt, um Namen und Veränderungen auszudenken. Der Franzose sucht auch der ernsthaftesten Sache eine lächerliche Seite abzugewinnen und so hat man ein Verschen gemacht, das überall hingeschickt worden ist, das man an allen Orten erhalten hat und das auch mir am heutigen Morgen zukam:

Einladungskarte zum Begräbniß.

Berehrter unsrer Republik!
Ihr Schreier über Politik!
Gewiß, ich theile eure Schmerzen
Und lad' euch zum Begräbniß ein.
Ach! das entschlafne Töchterlein
Trug einen Kaiser unterm Herzen!

„Am allmerkwürdigsten ist die Art, womit man sich über die Sache äußert. Jeder fühlt ein unwiderstehliches Bedürfniß, seine Meinung darüber mitzuthellen. Man spricht und sprüht und endlich erfolgt ein geheimnißvolles Stille! Stille! um sich Verschwiegenheit und Vorsicht zu empfehlen.

„Den 3. Mat. Das Tribunal endete eine Discussion, die keine Discussion war, weil alle bis auf einen das Nämliche wollten. Es wurde demnach heute beschlossen, erstens die Annahme des Kaisertitels, zweitens die Erbfolge in der Familie Bonaparte, drittens die Erhaltung der Volksrechte, Freiheit und Gleichheit. Aus diesen drei Dingen kann man zwei oder eins machen. Die beiden ersten ohne die Erhaltung, oder diese ohne die beiden ersten.

„Vom 5ten. Alle Mitglieder des Tribunats haben gestern das Protokoll unterzeichnet. Nur Carnot durchlas die Schrift, als der Hülffier sie ihm überbrachte und gab sie zurück, ohne seinen Namen beizusetzen. Vielleicht weil er der Opponent? Aber er durfte sich ja wohl nicht weigern ein richtig abgefaßtes Protokoll zu unterschreiben.

„Vom 10ten. Man hat sich alle diese Tage daher mit der Art und Weise, einen Kaiser zu machen, beschäftigt. Das Tribunal hat darüber bei dem Senate angefragt, der sich jeden Tag versammelt, um sich über die Mittel zu berathen, diese Angelegenheit zu Ende zu bringen. Fünf Senatoren bilden die Opposition, nämlich Lanjuinais, Lamprecht, Gregoire, Destutt-Tracy und Cholsseul-Praslin. Unter den drei ersten und den beiden übrigen ist doch eine kleine Abweichung. Die einen haben das Protokoll eigenhändig unterschrieben und ihr Nein beigefügt, die andern haben nichts schreiben wollen, weder Ja noch Nein.

„Vom 13ten. Immer noch arbeitet man an dem künftigen Kaiser und denkt auf die Mittel ihn zu schaffen. Mit Ungeduld erwartet man den Senatsbeschluss. Die beiden Konsuls, die ihre Nichtigkeit erkennen, haben schon keine Ehrenwache mehr. Wie man immer gern lacht, so hat man bei dieser Gelegenheit gesagt, Bonaparte sei ein consolidirtes Drittel. Dieses Witzwort soll von einem Wechselagenten seyn, er spricht wenigstens als Kenner. Madame De*** welche vorgestern bei Madame Bonaparte zum Dejeuner gewesen war, sagte mir, sie sei ganz so freundlich wie gewöhnlich gewesen und lächle, wenn man von der Kaiserkrone mit ihr spreche. Bonaparte macht es eben so. Beide antworten nur durch ein bloßes Lächeln, sie mögen wohl an sich halten.

„Man spricht viel von den Ansprüchen der Tribunen, welche mit der großen Glocke geläutet und den ersten Antrag gemacht haben. Es wird gesagt, Bonaparte werde den Titel Kaiser der Gallier annehmen und Großoffiziere ernennen. Inzwischen versichern die Calembourg-Fabrikanten, der erste Consul sei Cäsar und die Republik Pompejisch (pompée — ausgepumpt) worden. Was aber

ernsthafter seyn möchte als alles das, ist, daß der König von Schweden den Tod des Herzogs von Enghien rächen will und der Kaiser von Rußland den Ambassadeur Hedouville zurückschickt &c.

„Vom 20sten. Endlich ist gestern das merkwürdige Senatus-Konsult erschienen. Es besteht aus 143 Artikeln. Louis und Joseph sind Prinzen, Lucian und Jerome hingegen wie Bastarde behandelt; es ist gar nicht Rede von ihnen.

„Vom 21sten. Gestern wurde Bonaparte an allen Gassenecken von Paris zum Kaiser ausgerufen. Man wird sogleich Register zum Behuf der Annahme des Volks eröffnen. Das heißt so gewissermaßen die Ochsen hinter den Wagen spannen.

„Vom 26sten. Carion hat ein Gelegenheitsstück gefertigt, es heißt Peter der Große. Da er des Kindes Schicksal voraussah, benutzte er alle mögliche Vorsicht. Er nahm seine Zuflucht zu der Polizei und ließ die Zöglinge der polytechnischen Schule einsperren, weil diese die schlechten Verse nicht gut leiden können. Demungeachtet wurde es fürchterlich ausgepiffen. Man schrie: Nieder mit dem Carillon! Ein Verschen, das darauf gemacht wurde, deutet theils auf das Durchfallen des Stücks, theils auf die Rolle, welche der Dichter in der großen Hauptscene des Tages gespielt hat:

Prinz C..... man bittet sehr,
Daß den Cothurn Sie meiden sollen;
Sie passen für das Lustspiel mehr,
Am Besten für Bedientenrollen.

„Der Marineminister erzählte gestern in meiner Gegenwart, die Matrosen hätten, als sie die Proklamation vernahmen, wodurch Bonaparte zum Kaiser erklärt ist, gesagt: Nun weiß man wenigstens was er will, er drückt sich doch deutlich aus; alle die andern, die bisher auch schon so weit kommen wollten, wagten sich damit nicht heraus!“

Wir haben Vieles weggestrichen aus Besorgniß, daß dieser Auszug ohnehin schon zu lang geworden sei. Was Napoleon in dem Tagebuche sagt, ist am allertreffendsten: Ich schaffte das Tribunaat ab. Aus diesen Worten geht hervor, daß der Redner bei jener Motion nicht aus freiem Antriebe handelte.

§. 12.

Josephine.

12. November 1815.

Sie war die Kunst und die Grazie selbst — in jeder Stellung und Lage reizend und verführerisch — bat ihren Gemahl nie um etwas, blieb aber überall schuldig. Bd. 2. S. 38 f.

Napoleon kannte Josephinen sehr gut. Nichts ging über ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit. Sie konnte bei ihrer Cour mit hundert Personen sprechen und jeder einzelnen etwas angenehmes sagen. Ihr Gedächtniß kam ihr hlerbei sehr zu statten; es erinnerte sie immer an irgend eine Sache, die schmeichelhaft war. Bei ihrer Großmuth konnte sie niemand etwas abschlagen und würde mit dem öffentlichen Schatz bald fertig geworden seyn, wenn sie damit hätte schalten dürfen. Bei ihrem Unvermögen zu geben, behalf sie sich immervährend mit Versprechungen, die sie sogleich wieder vergaß, aber eben so leichtsinnig wiederholte. Einen Beleg hierzu gab ein sonderbares *Qui pro quo*, das der ganze Hof, nur sie allein nicht wußte. Sie hatte vor ihrer ersten Verheirathung zu Martinique einen Staatsoffizier gekannt, der in ihrer Familie Zutritt hatte. Als nun Napoleon das Oberhaupt der Regierung wurde, wollte dieser Offizier wieder Dienste nehmen, rechnete auf Josephinens Unterstützung, hoffte dadurch sein Glück zu machen und bat um eine Audienz. Er wurde mit jener Freundlichkeit aufgenommen, die man so gern für aufrichtig hält und wodurch man gleichwohl so oft getäuscht wird. Sie bezeugte ihm die allerlebhafteste Theilnahme und verlangte, daß er irgend etwas bitten möchte. Der Offizier ließ sie nicht lange warten. Am folgenden Tage erschien er wieder bei ihr mit der Bittschrift in der Seitentasche seines Rockes. Aber der Schneider hatte auch seine Rechnung darin gelassen. Herr *** nimmt eins für das andere, überreicht der Kaiserin die Schrift, und diese nimmt sie ohne zu lesen mit der Versicherung an sich, daß sie sein Gesuch Napoleon vortragen werde und daß er den besten Erfolg erwarten dürfe. Der Offizier ist ganz entzückt; als er aber nach Hause kommt, bemerkt er seinen dummen Streich und will ihn sogleich verbessern. Er geht abermals zu Josephinen, die ihm sogleich mit der Versicherung entgegen kommt, daß ihr Gemahl seine Bittschrift gelesen und ihr versprochen habe, ihr Günstling solle ganz nach seinen Wünschen angestellt werden. Da eine Menge von Menschen zugegen war und die Kaiserin sogleich mit andern Personen sprach, antwortete er nichts; kam aber zu mehrermalen wieder, um die fatale Rechnung gegen

sein Gesuch auszutauschen, ohne jedoch seinen Zweck erreichen zu können. Er unterließ es nun ganz, nahm seine Partie, erzählte seine Geschichte aller Welt und lachte selbst am meisten darüber.

§. 13.

12. November 1815.

Behandlung Ferdinand des Siebenten. Bd. 2. S. 41.

Man muß sich wundern, wenn man in dem Tagebuche Fehler und Verstöße gegen die Zeit selbst bei Dingen findet, die der Verfasser ganz genau wissen mußte, und wobei er, wenn er zweifelhaft war, so leicht die Wahrheit erfahren konnte.

Er behauptet, daß Ferdinand der Siebente bei seinem Aufenthalte in Valencen Mademoiselle de Tascher, Josephinens leibliche Nichte und Namenöschwester, nach dem Beispiele des Prinzen von Baden, der sich mit Mademoiselle von Bauharnals vermählt hatte, von dem Kaiser zur Gemahlin erbeten habe. Diese Demoiselle de Tascher, setzt er hinzu, ist die nämliche, welche der Kaiser später an den Herzog von Aremberg verheirathete und zur Gouvernantin der Niederlande machen wollte. — Sie war aber schon vor der Ankunft Ferdinands in Valencen vermählt, mithin konnte dieser Fürst nicht um ihre Hand bitten. Es war die Tochter Lucians, Nichte von Napoleon, um welche er anhielt, ohne sie jedoch zu bekommen.

Der Herzog von Aremberg nahm an dem Kriege in Spanien Theil, während Ferdinand sich zu Valencen aufhielt. Er hatte selbst ein Regiment auf eigne Kosten errichtet. Mademoiselle von Tascher ist ein Gegenstand der Launen des Glücks, wie es deren so viele giebt. Sie liebte den Mann nicht, den man ihr zum Gemahl bestimmt hatte, und da sie wohl fühlte, daß sie ihn nie lieben würde, so vertraute sie sich Josephinen, was sie bei Napoleon selbst nicht wagte, in Hoffnung, daß ihr Geheimniß durch sie auch ihm kund werden solle. Aber Josephine schwieg und die Vermählung wurde vollzogen. Der Herzog von Aremberg hatte die Fürstenthümer längst verloren, welche seine Familie früherhin besaß und glaubte durch diese Verbindung einen Theil derselben wieder zu erhalten. So glänzend sie nun auch für die Tochter eines bloßen Edelmanns war, so wollte doch Mademoiselle von Tascher dies nicht einsehen — und der Fürst, den sie stets mit der größten Kälte behandelte, sah bald wie er mit ihr daran war. Sie trennten sich, die Ehe wurde für nichtig erklärt, weil die Mutter der jungen Person nie ihre Einwilligung gegeben hatte. Mademoiselle von Tascher,

die jetzt wieder frei war, konnte nun Hand und Herz an Herrn von Guirry geben und verzichtete auf den Titel und den Namen eines Fürsten, dessen Gemahlin sie nie gewesen zu seyn versicherte.

Wir haben gesagt, daß Ferdinand um die Tochter Lucians anhielt; die Kaiserin Mutter unterstützte diese Bewerbung, in der Hoffnung, daß dies ein Mittel seyn werde, die beiden Brüder zu versöhnen, welche damals entzweit waren. Napoleon antwortete nicht und erklärte sich eben so wenig. Jetzt bat Ferdinand um Josephs Tochter. Der Kaiser schwieg auch hierbei, schenkte aber doch der Sache mehrere Aufmerksamkeit. Die ganze Heirath war eine Sache der Politik. Als Ferdinand im März des Jahres 1814 nach Spanien zurückkehren durfte, wiederholte er sein Gesuch. Man antwortete ihm, daß es aufgenommen werden solle, wie es solches wohl verdiene, sobald er im ruhigen Besitze seines Thrones seyn würde. Aber als er dies nachher war, hatte Napoleon den seintigen verloren und dann fragte Ferdinand nicht weiter danach, wie man leicht glauben wird.

Wir wollen nach unsrer Art und Weise den diesen Fürsten betreffenden Artikel gleich zu Ende bringen, indem von ihm in dem Tagebuche von Sankt Helena mehrmals die Rede ist. Der Verfasser sagt: „Europa und selbst Frankreich haben nie einen richtigen Begriff von den Verhältnissen Ferdinands in Valency gehabt; man irrte sich sehr über die persönliche Stimmung und Meinung des letztern in Hinsicht auf seine Lage.“ (Bd. 6. S. 53.)

Alles was hier gesagt wird ist vollkommen wahr, und ehe wir sie nach Anleitung eines ganz neu erschienenen Werks vervollständigen, müssen wir einen Augenblick bei dem seltenen Schauspiel verweilen, welches die königlich-spanische Familie durch ihre Trennungen bietet. Von der einen Seite steht der alte König, die Königin und Godoy, der in ihren Namen regiert und sie von ihren Kindern entfernt, so daß der letztern Haß gegen einen von ihnen verabscheuten Günstling sich auch bald auf dessen Schützlinge erstreckt — von der andern Seite Ferdinand, der seinen Vater entthront, wodurch denn der legitime Thronerbe zum Usurpator wird. Beide wenden sich an Napoleon, der eine um Recht gegen seinen Sohn, der andere um Schutz bei ihm zu suchen. Dieser will die Krone behalten, der andere sie wieder haben. Das war denn einer von den Prozessen, bei denen statt der Rechtsgelahrtheit nur die Gewalt gilt und deren Entscheidung an die Fabel von der Auster und dem Advokaten erinnert. Inzwischen scheint es, als ob beide einige Entschädigung in der Befriedigung ihrer Rache und Trost für den

Verlust ihrer Krone darinnen gefunden hätten, daß sie ein Fremder trug und sie doch nicht auf dem Haupte des Nebenbuhlers stand. Hieraus erklärt sich Ferdinands Benehmen in Valency. Napoleon beging, wie er selbst gesteht, mehrere Fehler bei dieser Angelegenheit; der größte aber ist derjenige, von dem er nicht spricht. Es soll nämlich der alte König Karl, wie man damals wissen wollte, ihm angeboten haben, daß er ihm jährlich zwölf Millionen bezahlen wolle und er, Napoleon, dafür französische Garnison in die Seehäfen legen möchte, um den englischen Handel zu behindern und Spanien den Engländern ganz zu untersagen. Auf diese Weise hätte er, ohne einen Schuß zu thun, alle Früchte einer Eroberung geärrutet. Der zweite Fehler war, daß er nicht Ferdinand bei den Bedingungen, wovon man in diesem Kapitel spricht, festhielt. Man wird gleich sehen, daß er in seiner Gewalt war.

„Ferdinand der Siebente befand sich mit seinem Onkel und seinem Bruder zu Valency, einem Schlosse des Prinzen Talleyrand, in einer der schönsten Gegenden Frankreichs, mitten in einem großen Walde *). Er wurde nicht bewacht, hatte seine Hausbeamten und Domestiken bei sich, und konnte Besuch annehmen, von wem er wollte. Mehrere Meilen im Umkreise konnte er frei jagen oder spazieren fahren. Außer 72000 Franken, welche Frankreich Miete für Valency an Herrn von Talleyrand bezahlte, erhielt Ferdinand 1,500000 Franken zu seinem Unterhalte. Er schrieb jeden Monat regelmäßig an Napoleon und erhielt auch Antwort von ihm. Am 15. August und bei dem Namensfeste der Kaiserin unterließ er nie, das Schloß und den Park von Valency zu erleuchten. Hiernächst bat er Napoleon mehrmals um die Erlaubniß, nach Paris kommen zu dürfen, was aber von einer Zeit zur andern aufgeschoben wurde. Ferner bat er Napoleon, ihn zu adoptiren und ihn an eine französische Prinzessin zu vermählen. Es war ihm eine sehr schöne Bibliothek zum Gebrauche überlassen; er erhielt oftmalige Besuche von Edelleuten aus der Nachbarschaft und Pariser Kaufleuten, die sich beiferten, ihm das Neueste vorzulegen. Lange Zeit hatte er auch ein Theater und ließ sich Schauspieler kommen, bis endlich seine Reichväter ihm eine Gewissenssache daraus machten und er die Gesellschaft verabschieden mußte.

*) Valency, welches die älteren Herren dieses Schlosses Vallencé schrieben, weil es auf einer Höhe liegt, dessen Thal einem C gleicht, ist ein großes, schönes Gebäude und sieht einem fürstlichen Schlosse ähnlich. Histoire de Blois par Bernier. P. 243.

„Der König Karl, sein Vater und die Königl. Mutter hielten sich lange im Schlosse zu Compiègne auf, von da gingen sie nach Marseille *), dann nach Rom, wo sie im Pallaste des Prinzen Borghese wohnten. Sie bezogen die Summe von drei Millionen jährlich. Die Königin von Etrurien, Marie Louise, Schwester Ferdinands, war eine von denen, welche den größten Antheil an der spanischen Revolution nahm. Ihr Briefwechsel mit Murat, der damals in Spanien kommandirte, ist höchst merkwürdig. Sie war auf der Seite ihrer Mutter und spielte eine sehr thätige Rolle bei den Begebenheiten in Madrid. Von Nizza aus, wo sie sich lange Zeit aufhielt, eröffnete sie eine geheime Correspondenz mit dem englischen Kommandanten im mittelländischen Meere und als Napoleon erfuhr, daß sie darnach strebe, Frankreich zu verlassen, ließ er ihr sagen, es würde ihm sehr angenehm seyn, wenn sie fortginge, es möchte nun nach England, oder nach Sicilien, oder in jedes andere europäische Land seyn. Diese Fürstin war in der That ganz unbedeutend und ihre Abreise hätte ein Ersparniß von 500000 Franken herbeigeführt.

„Ferdinand hat jederzeit die größte Abneigung gegen die Cortes gezeigt und die Spanier werden noch lange Zeit die Constitution von Bayonne zu beweinen haben. Wäre sie durchgesetzt worden, so gäbe es keine kirchliche Gerichtsbarkeit in weltlichen Dingen mehr. Ferdinand hat oft gesagt, er wolle lieber in Valencen bleiben, als in Spanien mit den Cortes regieren. Inzwischen, als Napoleon im Jahre 1813 ihm vorschlagen ließ, seinen Thron wieder zu besteigen, so zögerte er keinesweges. Der Graf de la Forest wurde an ihn abgesendet, um mit ihm hierüber zu unterhandeln;

*) Während des Aufenthalts dieses Fürsten in jener Stadt hatte man den Plan gemacht, ihn zu entführen und an England auszuliefern. Alle Maaßregeln waren genommen und zwar so gut, daß der Erfolg vollkommen gesichert war; auch scheiterte die Sache bloß in Folge eines eignen Verlangens des Königs Karl. In dem Augenblicke, da er schon zu Schiffe gehen wollte, fragte er nämlich: ob man auch wie gewöhnlich 100 Kanonen lösen werde? Da die Entführung mit dem größten Geheimnisse betrieben werden mußte, glaubte man den König nicht recht zu verstehen, indem er doch unmöglich eine Ehrenbezeugung fordern konnte, die nothwendiger Weise seine Befreiung verhindern mußte. Aber er wiederholte seine Forderung und erklärte, daß er nicht reisen würde, wenn man ihm diese Ehre, die allen regierenden Herren erwiesen werde, versage. Man ließ ihn also dort, das Komplot wurde entdeckt und mehreren Offizieren der Prozeß gemacht. Man stellte sie vor eine Militair-Commission und ließ einige derselben erschießen.

der Traktat war bald abgefaßt; es wurden ihm dabei keine Bedingungen gemacht, denn man wird es doch keine Bedingung nennen, daß er sich verbindlich machte, die Verkäufe der Nationalgüter bestehen zu lassen, die in seiner Abwesenheit geschlossen worden waren, so wie niemand darum zu belangen, daß er öffentliche Aemter verwaltet habe. Ferdinand erklärte damals laut, daß er in Spanien die Dinge übernehme, wie er sie fände, und als konstitutioneller König regieren wolle. Sobald die Verhandlung abgeschlossen war, schlug er selbst vor, vermittelst einer Vermählung ein engeres Band mit Napoleon zu knüpfen, und es wurde dieser Antrag weder angenommen, noch verworfen. Man antwortete, daß der Augenblick noch nicht gekommen sei, darüber zu bestimmen; wenn er, Ferdinand, wieder auf seinem Throne sitzen würde und dann sein Gesuch erneuerte, so würde es in der Art in Erwägung gezogen werden, wie es solches verdiene. Der Traktat von Valency war sehr geheim verhandelt worden; es kam viel darauf an, daß die Engländer darüber in Unwissenheit blieben; sie hätten sonst in Spanien einer Maasregel entgegen gewirkt, wodurch die Armee dergestalt disponibel werden sollte, daß sie zu rechter Zeit für den Feldzug von 1814 in den Ebenen von Champagne ankommen konnte. Die Dinge, welche damals in Paris angesponnen wurden, wollten es nachher anders; die Parthei, welche damit umging, Napoleon zu stürzen, durchdrang das Geheimniß dieser Negociation; man suchte ihn zu überreden, daß es seiner Ehre zuwider seyn würde, Spanien aufzugeben und es dahin zu bringen, daß er den Traktat von Valency nicht ratificiren möchte. Da dies nicht gelang, so wurde dessen Bestehen überall verrathen und alles aufgeboten, um mit Hülfe der Intrigue, Ferdinands Abreise, hierdurch aber auch die Rückkehr der Armee von Spanien nach Frankreich zu verzögern, Ferdinand sollte Valency im November 1813 verlassen *).

„Was den Prinzen Ferdinand von Spanien betrifft, so hatte sich der Herr Graf de la Forêt auf Befehl Napoleons in den ersten Tagen des Decembers zu ihm versetzt. Am 2. December wurde ein Traktat unterzeichnet, nach welchem man von diesem Prinzen nichts verlangte, als daß er für seine Heimkehr nach Spanien drei Dinge zugestehen solle; daß er nämlich erstens die Pension seines Vaters pünktlich bezahlen, zweitens unsre Gefangenen für die seinigen, deren zwanzigmal mehr waren, ausliefern, und

*) Memoires de Napoleon, écrits par le général Montholon, T. II. p. 235 sqv.

drittens, daß er nach erfolgter Befreiung von Frankreichs Joch sich nicht unter das Joch von England schmiegen wolle. Ferdinand unterzeichnete alle diese Bedingungen ohne alles Zögern, schrieb eigenhändig einen Dankesgebührenbrief an Napoleon und trat dann die Reise nach Katalonien an. Der Marschall Suchet deckte dieselbe bis zu den spanischen Vorposten und den 6. Januar kam er in Madrid an." *)

§. 14.

Der Prinz von Benevent.

12. November 1815.

Es ist gewiß, daß der Prinz Benevent der Verfasser der bekannten Erklärung vom 13. März war. **) Bd. 2. S. 46.

Herr von T. mußte den Stoff zu einem sehr interessanten Kapitel geben, um die Kenntniß des menschlichen Herzens zu erweitern; wir begnügen uns aber, diesen der Geschichte angehörenden Mann unter einem Gesichtspunkte der Moral oder vielmehr der Physiologie zu betrachten.

Es scheint, daß die Natur ihn mit den beiden wesentlichsten Eigenschaften ausgerüstet habe, deren man bedarf, um ohne große Anstrengung vorwärts zu kommen. Die erste ist Schweigenkönnen und Meister seiner Zunge so wie seiner Gesichtsmuskeln zu seyn; die zweite ist schnell und zu rechter Zeit zu antworten. Ohne die letztere würde er sich vielleicht verdächtig machen; man würde nie wissen, ob derjenige, welcher nichts sagt, wohl etwas Gutes sagen möchte und ob das Stillschweigen, das er beobachtet, nicht bloß ihm nützlich werden soll. Allein der Herr von T. hat seine Proben längst abgelegt und wenn er jetzt stumm wird, so glaubt jedermann, es steckt sonst etwas dahinter.

Man kann sagen, daß er eine Art von Instinkt besitzt, der ihn in kritischen Fällen sehr zu statten kommt, ihm immer das sagen läßt, was zu sagen ist und durchaus nicht mehr, als hinreicht, um ihn aus der Verlegenheit zu ziehen wenn er gefragt wird und er nun nicht länger schweigen kann. Es scheint, als ob er das selbst zugestehen, wenn er folgende Geschichte als eine Posse erzählt, die er begangen habe, aber mancher geistvolle Mensch würde noch immer mit den Possen des Herrn von T. Glück machen.

*) Manuscrit de 1814 ou Memoires du Baron Fain. Vol. I. 8°. p. 39.

**) Wir werden künftig von dieser Erklärung, in Beziehung auf eine sonderbare Anekdote, sprechen, die ihn und den Verfasser angeht.

Als er noch sehr jung, ich glaube achtzehn Jahre alt war, wiederfuhr ihm in Rücksicht seiner Geburt und seines Namens die Ehre, zu dem Herzoge von Choiseul zum Diner eingeladen zu werden. Es waren eine große Menge von Gästen daselbst versammelt; der Abbe kommt zuletzt, tritt ein und während er langsam durch den ersten Salon geht, öffnet man abermals die Thüren und die Frau Herzogin von Grammont wird angesagt. Bei diesem Namen bleibt der Herr Abbe sogleich stehen, tritt auf die Seite und ruft, als sie bei ihm vorüber kommt, ein Ah! ihr nach. Durch diesen wohlangebrachten Ausruf fällt er der Herzogin auf, sie wirft einen beobachtenden Blick auf ihn, geht schnell vorüber und erreicht die Gesellschaft. Da nur sie noch erwartet wird, setzt man sich nun sofort zur Tafel und der Abbe, der nicht so geschwind folgt, nimmt, als er ganz langsam nachkommt, das für ihn übrig gebliebene Couvert.

Man weiß, daß die Herzogin von Grammont in dem Hause ihres Bruders das Scepter führte. Diese Herrschaft war allgemein bekannt und wer dem Minister den Hof machen wollte, fing gewöhnlich damit an, daß er ihr zu gefallen suchte. Mochte nun das Stillschweigen, welches man beobachtete, dasjenige seyn, was man zu Anfange eines Mahles gewöhnlich, oder bei den Großen pflichtmäßig beobachtet, oder mochte man vielleicht warten, daß die Frau Herzogin von Grammont das Zeichen zum Sprechen geben solle, kurz man schwieg. Sie schien befangen zu seyn und nach der Richtung ihrer Blicke zu urtheilen, einen Gast zu suchen. Jetzt bemerkt sie am äußersten Ende der Tafel den Herrn von L. und faßt ihn zu mehrerenmalen fest ins Auge. Er wird hierdurch ganz natürlich der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit und hatte es schon damals der bereits erlangten Herrschaft über sein Gesicht zu verdanken, daß es schien, als ob er selbst gar nichts davon gewahr würde. Endlich sagt die Herzogin zu ihm: Herr Abbe! was soll denn das Ah! bedeuten, das Sie aussprachen, als ich vorhin bei Ihnen vorüber ging? — Ich? Frau Herzogin, ich habe nicht Ah! ich habe O! gesagt! — Die Herzogin war vielleicht zum erstenmale in ihrem Leben zum Schwelgen gebracht; sie lächelt und denkt nicht daran, nach dem Sinne des andern Ausrufs weiter zu fragen. Wahrscheinlich hatte ein gewisser Accent der Stimme diesen Ausruf als sehr schmeichelhaft erscheinen lassen, denn in solchen Fällen geht das Sprüchwort in Erfüllung, daß der Ton die Musik ausmacht. Kurz, der Abbe hatte nicht umhin gekonnt, ihr etwas zu antworten, und man mag nun nachdenken, mag suchen, wie man will, es wird nicht leicht etwas zu ersinnen seyn, wodurch er sich mit größerem Glücke aus der Verlegenheit zie-

hen konnte. Seine Antwort war gewiß nicht voraus überlegt, denn er konnte diese Frage nicht voraussehen und dachte auch schon nicht mehr an seine Exclamation. Er mußte aber etwas antworten und da eigentlich seine Erwiderung gar keinen Sinn hat, so war es offenbar eine Art von Instinkt, der ihm zu statten kam, nicht aber die außerordentliche Gegenwart des Geistes, die er bei so vielen andern treffenden Antworten, wodurch er so berühmt worden ist, gezeigt hat *). Diese Antwort, welche er der Herzogin von Grammont gab, wurde sehr bemerkt. Man sprach viel mit ihm, er blieb sich treu und erhielt noch an diesem Abende ein halbes Duzend Einladungen, die er ohne jenen Widerspruch, der ihn aus der Verlegenheit zog und ihn bald Mode machte, nicht erhalten haben würde.

Solche Unbeweglichkeit in den Gesichtszügen, solche gänzliche Ruhe ist in vielen Fällen von dem größten Nutzen. Herr von L. hat neuerlich sehr Gebrauch von dieser Kunst gemacht, namentlich bei einer der letzten Sitzungen in der Palstkammer von 1822. Der Herzog von F... J... hielt eine Rede, worinnen er seinen Herrn Kollegen, den edlen Pair, bald durch bittre Reden, bald durch heftige Anspielungen gewaltig zu Leide ging. Er beschuldigte ihn sogar, daß er auf gleiche Weise bei der Revolution, wie bei der Restauration sich durch Heldenthaten ausgezeichnet habe. Aller Blicke waren auf den Herrn von L. geheftet. Was that er? — Er sah den Redner nur dann an, wenn er etwa ein Wörtchen schreiben, sich eine kleine Note machen wollte, wie man zu thun pflegt, wenn man etwas erwiedern will, und sagte, als die

*) Dahin gehört die: Ich habe auf das Steigen der Fonds vom 17. Brumaire spekulirt, welche er dem ersten Konsul auf die Frage gab, woher er sein großes Vermögen habe. Dahin gehört noch eine andere, die wir weiterhin in diesem Werke erzählen, allein die letztere war nicht so auf der Stelle abgedrungen — er konnte es unterlassen sie zu geben, hatte sich gewissermaßen darauf vorbereitet können und wenigstens Zeit gehabt es zu thun, anstatt daß er in andern Fällen gezwungen war zu antworten. So gab er einst als Minister der auswärtigen Angelegenheiten ein Diner und es befand sich unter den eingeladenen Gästen einer, den er sehr schonend behandeln mußte, weil er es eben dahin gebracht hatte, daß dieser Mann seine Tochter mit mehr als 100000 Livres jährlichen Renten, einem seiner Verwandten geben wollte. In einem Augenblicke allgemeiner Stille fragte ihn nun dieser Gast: Ist es denn wirklich wahr, Monseigneur! daß wir Krieg mit Oesterreich haben werden? — Ich habe den Moniteur nicht gelesen, antwortet der Minister auf der Stelle. Wie konnte er bei diesen Verhältnissen etwas Besseres finden? —

Rede zu Ende war, zu seinen Nachbarn: Der Herzog von F... habe wirklich Talent und einige allzubittere vorgebrachte Kleinigkeiten ausgenommen, recht gut gesprochen.

§. 15.

15. December 1815.

Als die Unhänglichkeit an die Person des Kaisers uns bei ihm zusammenbrachte, so hatte hierbei nur der Zufall, nicht die Sympathie der Herzen gewirkt. Wir bildeten einen Verein, der ohne alle Wahlverwandtschaft der Seelen entstanden war; wir hingen zu Longwood an einander, mehr durch Zwang des Raumes, als durch freiwillige Annäherung. Wir waren uns Alle ganz fremd. Bd. 2. S. 99.

Wir schweigen über die Sonderbarkeit des Styls, so wie des Gesuchten in den Ausdrücken und bleiben bei dem Sinne derselben stehen. Man weiß bereits (§. 3.), wie der Herr von Las Cases unter die Verbannten gekommen ist. Er war weder von ihnen noch von Napoleon gekannt, nur mit dem General Bertrand hatte er einigermaßen in Verbindungen gestanden. Nicht der Zufall, sondern sein eigener Entschluß hatte ihn nach Sankt Helena geführt. Er wurde nicht dazu verlangt oder aufgefodert, und fragte nicht einmal seine Familie, welche diesen Akt der Ergebenheit nicht gut heißen haben würde. Um so verdienstlicher ist solcher und dieses Verdienst würde wegfallen, wenn der Zufall ihn herbeigeführt hätte. Die drei Generale dagegen mußten sich, sollte ich meinen, sehr genau kennen. Der General Bertrand, welcher der Expedition nach Egypten beigewohnt hat und seit länger als zehn Jahren von Napoleon gekannt, in den vertraulichsten Verhältnissen mit ihm gewesen war. Der Herr von Montholon, der ihn im Jahre 1793 kennen gelernt hatte, und der General Gourgaud, welcher seit 1809 sein Ordonnanz-Offizier oder Adjutant gewesen war. Die Art der Dienstleistung dieser drei Offiziere mußte sie unter sich einander näher bringen, sie konnten sich daher wohl nicht fremd seyn.

§. 16.

18. December 1815.

Spioniren und Politzel. Bd. 2. S. 108.

Napoleon hat das Ansehen, als mache er sich sehr wenig aus der Politzel. Es ist wohl gewiß, daß er keine große Achtung dafür hegte; aber wenn man dem General Rapp hierbei glauben darf, so beschäftigte sie ihn für seine Ruhe viel zu sehr. „Er hatte, sagt

dieser General *), die Schwäche, auf eine Klatschpolizei Werth zu legen, die ihm mehrentheils nur falsche Berichte vorlegte. Diese verächtliche Polizei hat sein Leben vergiftet, hat ihn oft gegen seine Freunde, seine nächsten Verwandte, gegen seine Gemahlin selbst erbittert."

Dies ist die Aeußerung eines Mannes, der in sehr enger Verbindung mit Napoleon gelebt hat, sein Vertrauen, seine Achtung besaß und das eine wie die andre durch den Muth verdiente, womit er ihm jederzeit die Wahrheit sagte.

Es stimmt dies mit dem Postentragen derer überein, die bei den Hof-Soireen Zutritt hatten und der Verfasser bestätigt es selbst, wenn er in andern Kapiteln von dem Interesse und der Neugierde spricht, womit Napoleon alles wissen wollte, was in dem Innern der Familien vorging. Er liebte die Klatscherei, sagt der General Rapp.

§. 17.

19. Dezember 1815.

Der Kaiser wußte freilich bei weitem nicht alles, was die Polizei in seinem Namen über Schriften und Individuen verhing. Er hatte weder Zeit noch Mittel dazu. Als er mehrere Schriften gelesen hatte, welche unter seiner Regierung mit andern Blättern versehen oder verboten worden wären, habe er die Gründe der meisten Verbote der Polizei in dieser Hinsicht gar nicht begriffen — er sei für die unbeschränkte Freiheit der Presse gewesen. Bd. 2. S. 110.

Wäre ein Thron Napoleons Wiege und eine Krone sein Fallhut gewesen, so könnte man diese Entschuldigungen gelten lassen, denn dann wäre er seine ganze Lebenszeit hindurch am Sehen behindert, oder nur mit fremden Augen zu schauen gezwungen gewesen. Man weiß sehr gut, daß ein Fürst weder Zeit noch Mittel hat, alles zu thun; aber man weiß auch, daß wenn er kräftig ist und will, daß Gerechtigkeit geübt werde, dieselbe auch wirklich geübt werden muß, weil, sobald er nur diejenigen recht streng bestraft, die ihn betrogen haben, ihm niemand so leicht wieder kommt. Ein Fürst, der das Gute nur recht ernstlich will, trifft gute Wahlen, oder er läßt, wenn sie zweifelhaft wären, sie durch die Art, womit er die schlechten behandelt, gut werden. Ist denn Friedrich oft betrogen worden? Länger als dreißig Jahre seines Lebens konnte Napoleon nicht daran denken, daß er Souverain werden würde; er war der souverainen Gewalt mehr feind, als ein

*) *Memoires du Général Rapp*, pag. 4.

Anhänger derselben. Er kannte alle ihre Inconvenienzen und da er nur durch die Energie seines Charakters dazu gelangte und sich darinnen behauptete, so fehlte es ihm nicht an den Mitteln, die Mißbräuche abzuschaffen. Er hat es auch wirklich bei mehreren Zweigen der Verwaltung gethan, aber die Unterjochung der Presse war ihm wahrscheinlich lieb, außerdem hätte er sie nicht gelitten; denn es ist unmöglich, daß er sie nicht gekannt haben sollte. Bei seiner Rückkehr gab er sie frei; entweder, weil die Erfahrung ihn eines Bessern belehrt hatte, oder weil er glaubte, daß man es nicht wagen werde, ihm die Wahrheit zu sagen. Die Freiheit war eine Zeit lang ganz unbeschränkt und man hat gesehen, daß die Resultate, der Furcht welche sie eingeflößt hatte, nicht entsprachen. Die Menge von Schmähchriften, welche in jedem Sinne, von jeder Meinung erschienen, brachten eine ganz unerwartete Wirkung hervor. Die Kraft der einen war durch das Erscheinen der andern aufgelöst, gänzlich dadurch vernichtet; man wußte nicht woran man war; der Ekel trat ein und endlich las man sie gar nicht mehr. Herr von E. C. sagt, Napoleon sei für die unbeschränkte Freiheit gewesen. Anderwärts werden wir sehen, daß er nicht erlaubt hätte, den Carrosse zu spielen; es ist also schwer zu glauben, daß er gestattet haben möchte, dieses Meisterstück des menschlichen Geistes zu drucken.

§. 18.

24. Dezember 1815.

Unstreitig ist es die erste Pflicht eines Fürsten, das zu thun, was das Volk will; aber das, was es will, ist fast niemals das, was es sagt. Sein Wille, seine Bedürfnisse müssen weniger im Munde des Fürsten, als in dessen Herzen seyn. Bd. 2. S. 114.

Es ist gewiß, daß ein hellsehender Fürst die Bedürfnisse des Volkes kennen muß; allein die wichtigste Pflicht des erstern ist, das zu thun, was das letztere will, er soll wissen, was er unter dem Wollen zu verstehen habe. Die Volksmassen sind beweglich und sehr eindrucksfähig; sie werden von demjenigen geleitet, der das Talent zu sprechen hat. Ist dieser böse, so wird er sie leicht zu einer bösen Handlung bewegen, wird machen, daß man sie will und sie vollbringt. Die Reue wird bald nachfolgen und man am Ende bei näherer Prüfung erkennen, daß bei dieser Handlung kein Wille, sondern daß sie freie Wirkung einer augenblicklichen, auf arglistige Weise erregten Leidenschaft gewesen sei. Ein Zug aus derjenigen Zeit, die man noch immer die Schreckenszeit nennt, und der von dem Wahnsinne des einen, so wie von der Betäubung des andern Theils zeugt, wird für die Wahrheit dieser Bemerkung sprechen. In einer

Gemeinde auf dem Lande, deren Herr geliebt war, wurde durch einen Schuß, den letzter vor kurzer Zeit aus dem Hause gejagt hatte, in Antrag gebracht, des Gutsherrn Haus in Brand zu stecken und ihn selbst umzubringen. Dieser Mensch besaß eine gewisse gemeine Art von Beredsamkeit, die Winkelgäßchen-Redekunst. Er bezog sich bei seinem Aufrufe auf ein Dekret, das nach seiner Behauptung wirklich bestehen sollte, worinnen vorgeschrieben sei, alle Gutsherrn ums Leben zu bringen und ihre Wohnhäuser niederzubrennen. Glücklicher Weise besaß der Geistliche des Ortes das Vertrauen seiner Pfarrkinder, welche nichts thaten, ohne seinen Rath zu hören. Sie gingen daher zu ihm und fragten, ob es denn wirklich wahr sei, daß man den Herrn von De... aus dem Wege räumen müsse, und ein Gesetz hierüber vorhanden wäre. „Ja, meine Freunde, antwortete er ihnen, aber ihr kommt zu spät; das Gesetz ist eben zurückgenommen worden und nach einem andern sollen alle diejenigen begnadigt seyn, die der Strenge des erstern entgangen sind.“ „O das ist gar schön! sagten sie jetzt alle, 's wäre doch jammer schade gewesen! 's ist gar so ein braver Mann!“ Mehrere derselben gingen nun hin zu dem Herrn und wünschten ihm Glück, daß das Gesetz zurückgenommen worden sei und auf diese Weise erfuhr er nun, in welcher Gefahr er sich befunden habe. Hätte der Geistliche sich darauf beschränkt, das Daseyn des Gesetzes zu verneinen, so hätte er Mißtrauen erregt; man würde ihm nicht geglaubt und vielleicht gar den vorgeblichen Befehl vollzogen haben. Durch seine Gegenwart des Geistes rettete er nicht allein den Herrn von D...., sondern er schützte ihn auch vor jedem Angriffe in seinem Hause und erhielt sich dabei seinen eignen Credit. Man sieht an diesem Beispiele, daß das Volk in einem und demselben Augenblicke zu ganz verschiedenen Dingen gebracht werden konnte. Thun was es will, ist ein Grundsatz, der sehr modificirt werden mußte und in dem Munde eines Napoleon höchst sonderbar klingt.

§. 19.

Verläumdungssystem.

29. Dezember 1815.

Die Lüge vergeht — Wahrheit bleibt. Bd. 2. S. 127.

Es ist oft von den Verläumdungen die Rede, deren Gegenstand Napoleon war. Bei dieser Gelegenheit machte er eine scharfsinnige Bemerkung: „Weise, verständige Menschen, sagt er, urtheilen nur nach Thatsachen. Die, welche auf mich folgten, sind im Besitze der Archive meiner Staatsverwaltung, der Archive der Polizei, der

Reglstranden der Tribunale. In ihrem Solde, ihnen zu Gebote stehen jetzt die, welche die Ausüßer, die Mitthäter meiner Grausamkeiten, meiner Verbrechen hätten seyn müssen. Und was haben sie bekannt gemacht? Was haben sie für Aufschlüsse gegeben? Dieses Stillschweigen ist allerdings merkwürdig; man hatte keinen Grund, Rücksichten zu nehmen. Ist es nicht wunderbar, daß von allen Schmähschriften gegen Napoleon sich keine gehalten und in keiner eine gehässige Handlung gefunden worden ist, deren Beweis geführt worden wäre; denn der Tod des Herzogs von Enghien ist ein Akt, der aus dem gewöhnlichen Laufe der Dinge heraustritt und nach andern Regeln beurtheilt werden muß, als dieser. Zudem scheint es auch, nachdem was Herr von Montholon in seinen Memoiren ausführlich darüber sagt, daß diese Thatsache in mehrern Nebenumständen entstellt worden sei.

Selbst das, was man zur Zeit der höchsten Macht Napoleons überall verbreitete, ist ganz unbegreiflich. Wer hat nicht geglaubt, daß er an epileptischen Zufällen leide? — Was hat man nicht für besondere Züge in dieser Hinsicht erzählt, die man wegen der Nebenumstände, welche dabei angeführt wurden, für ganz gewiß hielt! Bald sollte ihn sein Zufall bei einer mehr hübschen als in Ansehung ihrer Kunst sehr vorzüglichen Schauspielerin, bald in einem Augenblicke der größten Wuth betroffen haben, und damit ja niemand an der Sache zweifeln möchte, so nannte man die Person und gedachte mit der sorgsamsten Genauigkeit auch der geringfügigsten Dinge, die dabei statt gefunden haben sollten. Was hätte wohl aber mehr diese Wirkung hervorbringen können, als der Eindruck, den er in dem Augenblicke empfinden mußte, als er, nachdem er sich der Disposition des Prinz-Regenten hingegeben hatte, erfuhr, daß er Kriegsgefangener sei und nach Sankt Helena fortgeschafft werden solle? Und dennoch gedenkt man keines einzigen Anfalls, weder auf dem Schiffe, noch während der Fahrt zur See, noch in der sechsjährigen Zeit des Aufenthalts und seines Todeskampfes auf dem Felsen, der sein Grab geworden ist.

Die Zeit übt ihr Recht über alle diese Verläumdungen. Sie wird sie ganz vernichten, und ohne Napoleon so vollkommen erscheinen zu lassen, wie ihn sein Mahler darstellt, wird sie ihm doch alle seine Ansprüche an Ruhm zurückgeben, wird bloß noch den harten Vorwurf übrig lassen, den er wegen des Verlustes unserer Freiheiten verdiente.

Herr von L. E. bezeigt seine Verwunderung und sein Vergnügen über die Sprache, die man bei seiner Rückkehr über Napoleon

führte, da er nichts als Verwünschungen zu hören erwartet hatte. Die Zahl derer, welche nichts thaten als Beleidigungen für ihn auszustößen, hat sich allerdings auf eine merkwürdige Weise vermindert. Es giebt ein altes Weib, die Wittwe eines Glückritters von der ehemaligen Königszeit her, die sich Marquise nennen läßt, weil ihr Mann ein Gut gekauft hatte, das zu einem Marquisat erhoben worden war. Dieses Weib widersteht sowohl muthig allen Vorstellungen ihrer Kinder, als deren Stillschweigen, welches sie nicht deuten mag, und predigt mit Feuer Dinge, die wegen ihrer Gräßlichkeit eines Blaubarts würdig wären, durch ihre Unwahrscheinlichkeit aber, so wie durch den Ton und die Grimassen, womit sie spricht, höchst komisch werden. Sie schließt immer mit folgenden Worten: „Stellen Sie sich vor, mein Herr! daß der Elende, das Ungeheuer, um gesund zu bleiben, ein Glas Blut zum Frühstück trinken mußte — Menschenblut, mein Herr! Wenn er einmal keins hatte, da wurde er gelb — am folgenden Tage krank, wenn man ihm keins gab! Ja, ja, mein Herr! das ist nicht etwa so eine bloße Redensart, 's ist buchstäblich wahr; ein Glas Blut zum Frühstück und zwar Menschenblut!“ Ihre Pantomime, das Gesicht, das sie dabei machte, ihre Gebärden, ihr Blick und besonders ihr Ton — das Steigen der kreischenden Stimme, das nicht eher nachließ, als bis man sagte, daß man alles vollkommen glaube, ist unmöglich zu beschreiben. Sie erhielt jene Versicherung immer sehr schnell, damit man sie nur los wurde.

§. 20.

10. Januar 1816.

Ach warum hat man uns Planat nicht gelassen! Der brave junge Mann würde mir jetzt von großem Nutzen seyn. Bd. 3. S. 2.

Man hat Bd. 1. S. 14 gefunden, daß dieser Offizier zu der Zahl derer gehörte, welche Napoleon begleiteten. Der General Rapp spricht von ihm in seinen Memoiren (S. 292 und 296): Es war nämlich der Capitain Planat, den ihm der Kaiser im Monat Juni 1813 von Neumark aus nach Danzig schickte, um ihn von den glücklichen Erfolgen zu unterrichten, die er über die Allirten erlangt hatte. Er kam bis in die belagerte Stadt und war großen Gefahren entgangen.

§. 21.

N e c k e r.

19. Januar 1816.

Der Kaiser erzählte, daß, als er nach Marengo gegangen sei, er von ihm zu Genf einen Besuch erhalten und derselbe bei dieser Gelegenheit ihm ohne große Umschweife sein Verlangen, wieder Minister zu werden, zu erkennen gegeben habe. Bd. 3. S. 13.

Dieser Besuch ist mit noch mehreren Umständen in den Memoiren des Generals Gourgaud erzählt. „Der erste Consul kam den 8. Mai 1800 zu Genf an. Der berühmte Necker, welcher sich dort befand, bewarb sich um die Ehre, dem ersten Consul der französischen Republik vorgestellt zu werden. Er unterhielt sich eine Stunde lang mit ihm, sprach viel vom öffentlichen Credit, von der einem französischen Finanzminister höchst nöthigen Moralität und kannte doch nicht einmal, wie es mit den Schatzobligationen gehalten würde. Er rühmte sehr die unter seinen Augen vorgehende militairische Operation (den Uebergang der französischen Armee über die Alpen) und der erste Consul war eben nicht so sehr von seiner Unterhaltung erbaut.“

Neckern würde, ohne Rücksichten gegen seine Familie, besonders ohne die Berühmtheit seiner großen Tochter, die, wie man damals sagte, ohne Zweifel sein bestes Werk ist, schon längst sein Recht wiederfahren seyn. Aber es bleibt nicht aus, die Nachwelt ist unerbittlich. Senac de Meilhan ist derselben vorangeeilt und sie wird gewiß dessen Ausspruch bestätigen, da sich derselbe auf anerkannte Thatfachen gründet.

Nicht ohne Verwunderung sieht man, wie Herr Necker den ersten Consul um das Portefeuille der Finanzen bittet, welches ihm von dem unglücklichen Ludwig dem Sechzehnten zu zweitemalen anvertraut worden war. Man muß diesen Schritt mit der philosophischen Gleichgültigkeit vergleichen, womit er einst zu Basel, in Lavaters Gegenwart, den Courier aufnahm, der ihm die Nachricht von seiner Wiederberufung zum Ministerio, oder vielmehr die dringende Bitte, zurückzukommen und sich eine süße Gewalt anthun zu lassen, überbrachte. Lavater, der sich theils durch sein eignes System, theils durch Neckers Benehmen getäuscht, vollkommen zum Besten haben ließ, erzählt diese Scene mit einem höchst komischen Ernste. Dieser Stolzismus eines Ehrgeizigen, der darauf brennt das Steuerruder der Geschäfte wiederum zu erfassen, der aber sein Spiel sorgsam verbirgt, einen Ekel für die Geschäfte affectirt und endlich erklärt, daß er dem allgemeinen Besten das größte Opfer

von der Welt bringe, entzückt den Physiognomiker, der sich einen blauen Dunst vormachen läßt und in Neckers Gesichtszügen die äußerste Bescheidenheit, eine bewundernswürdige Philosophie erkennt und sich nun alle ersinnliche Mühe giebt, das ihm von dem Finanzmanne gegebene schöne Schauspiel mit seinem Systeme in Einklang zu bringen.

§. 22.

20. Januar 1816.

Frau von Stael schmiedete Intriguen und erhielt den Befehl, Frankreich zu verlassen. Bd. 3. S. 14.

Sie wurde anfangs 40 Stunden Weges von Paris weggeschickt und nahm ihre Zuflucht in das Blaisois und die Touraine. Der Ort, wo sie sich am mehresten aufhielt, war das Schloß Fosse bei Blois, dem Herrn von Salaberry gehörig. Dort befand sie sich mit Madame Recamier. Herr Corbigny, Präfekt des Departements Loir-et-Cher, hatte die Aufsicht über sie zu führen und den besten Willen, mit seiner Pflicht doch alle die Rücksichten zu vereinigen, die er in jedem Betrachte der Frau von Stael schuldig war, sonach aber, so gut er nur immer konnte, die Strenge einer Verbannung zu mildern, die der Wunsch in Paris zu wohnen und das Verlangen nach dieser Stadt sehr verbitterte. Die berühmte Vertriebene bedrückte Leute von Geist, die sich darauf verstanden, sie sprechen zu lassen, sie zu fassen und angemessen zu antworten. Der Herr des Hauses und der Präfekt wußten sich dem gemäß zu benehmen und da sie nicht immer selbst in ihrer Nähe bleiben konnten, so sorgten sie für Gesellschaft, die ihr angenehm war.

Während dieses Aufenthaltes zu Fosse beendete sie ihr Werk über Deutschland. Sie corrigirte dort die Probebogen, die man ihr von Paris aus zuschickte und überlud dieselben mit Zusätzen und Verbesserungen, indessen die Polizei oder die Censur ihrerseits ebenfalls durch Herrn Esmenard eine Menge von Dingen strich. Herr Regnaud de St. Jean d'Angely fand Mittel, sich alle zweiten Probebogen zu verschaffen. Er erlangte dadurch ein merkwürdiges Exemplar, denn es ist ganz einzig, daß Frau von Stael, in Folge einer gänzlichen Sorglosigkeit, von dem was sie hinzusetzte keine Abschrift behielt und fest darauf rechnete, es auf dem dritten Probebogen zu finden. Das Resultat aller dieser Zusätze und Verbesserungen und der Schikanen, die man ihr spielte, war ein Brief des Herrn Esmenard, worinnen er darauf antrug, das Werk zu verbieten.

Frau von Stael hat die Geschichte ihrer Vertreibung erzählt. Mit ihrem ausgezeichneten Talente und den besondern Geistesgaben, die ihr eigen waren, hätte sie nicht nöthig gehabt, neben den schon an sich selbst, hiernächst aber auch durch die handelnde Person interessanten Gegenständen, wie sie es gleichwohl in diesem Werke thut, die Nation, in deren Sprache sie schrieb, die sie stets allen andern vorzog und die sie nun unter jede andere herabsetzt, immerwährend schwarz zu machen. Man hat diese Rache ungerecht und kindisch gefunden.

§. 23.

11. Februar 1816.

Er glaube, es gebe niemand in der ganzen Welt, der sich besser als er in ein so eiserne Schicksal hätte finden können. Bd. 3. S. 70.

Das Benehmen Napoleons, der von einer so bedeutenden Höhe herabgefallen war, ist in der That merkwürdig. Wir wenden uns ganz weg von denen, die nichts von ihm hören mögen, denn mit Leuten dieser Art ist nichts anzufangen, und lieber selbst zu seinen Feinden, sobald sie uns nur Rede stehen, um sie zu fragen, ob sie dieses Schauspiel erwartet haben? Sie sollen nicht das Zeugniß im Tagebuche von Sankt Helena, sondern nur dasjenige gelten lassen, welches die Commission der verschiedenen Mächte ausgesprochen hat, nur was sein eigener Kerkermeister von ihm sagt. Hat sein Gefangener jemals ein demüthiges Gesicht vor ihm gemacht? Hat man Verzweiflung, hat man Schwäche an ihm wahrgenommen? Verdient er ja einen Vorwurf, so ist es mehr wegen der Rauheit seines Wesens und der immerwährenden Ausübung seiner Würde. Dies ist nun freilich mit allen den Gerüchten von Wuth, von Epilepsie, von Zorn u. s. w., die in der Zeit seiner Macht im Umlaufe waren, schwer zu vereinigen.

Salma ist Dichter selbst hinter den Coulissen und bleibt stets in seiner Rolle. Der Salma der Könige hielt die seinige fest, selbst in der engen Bucht von Longwood. Hätte er dies nicht gewollt, so ist es wohl wahrscheinlich, daß man die Strenge seiner Gefangenschaft gemildert haben würde. Hat er denen, die in seiner Gewalt waren, all das Böse angethan, was er thun konnte? Haben sie wohl, als es von ihnen abhing, ihm all das Böse angethan, was sie thun konnten?

§. 24.

11. Februar 1816.

Napoleon, welcher der Fürstin Hatzfeld den Brief, um ihn ins Feuer zu werfen, zurückgibt, und dessen Verschwinden ihren Gemahl rettete.

Bd. 3. S. 71.

Da dieser Zug in Betreff der Fürstin von Hatzfeld vormalig entstellt oder bezweifelt wurde, so ist es nicht unwichtig, ihn zu berichtigen, und wir beilegen uns, dasjenige hierüber mitzutheilen, was der General Rapp, der eine Hauptrolle bei der Sache spielte, davon sagt.

Der Fürst Hatzfeld, der durch seinen Charakter als Deputirter der Stadt Berlin und durch seinen Eid, die Bedingungen zu erfüllen, unter denen seine Gegenwart zu Potsdam von dem Kaiser geduldet wurde, allerdings verbunden war, sich auf den Gegenstand seiner Sendung zu beschränken, gab seiner Regierung heimlich die allergeheuesten Nachrichten über die französischen Truppen. Die Zahl ihrer Rationen, die Bestände ihrer Munition, ihrer Waffen aller Art, ihrer Bekleidung, ihrer Magazine, ihrer Lebensmittel u. s. w. nichts wurde vergessen. Da sonach der Fürst die Rolle eines Spions spielte, so hatte er auch zu erwarten, daß er, im Falle der Entdeckung, als ein solcher behandelt werden würde. Der Fall trat ein und über das was nun geschah, lassen wir den General Rapp sprechen. „Napoleon übergab mir den Brief des Fürsten mit dem Befehle, diesen augenblicklich verhaften zu lassen und in das Hauptquartier des Marschalls Davoust, zwei Stunden davon, zu bringen. Vergebens suchten wir ihm zuzureden, er wollte nichts hören. Es war offenbar ein Verbrechen des Spionirens. Savary hatte als Kommandant der kaiserlichen Gendarmerie diese Geschäfte gewöhnlich zu besorgen. Ich mußte in dessen Abwesenheit seine Funktion verrichten, befahl demnach des Fürsten Verhaftung, aber anstatt ihn zu dem Marschalle abführen zu lassen, that ich ihn in das Zimmer des wachhabenden Offiziers im Schlosse, dem ich aufgab, ihn mit der größten Achtung zu behandeln. Napoleon sagte zu Berthier, er solle sich sehen, um die Ordre zu schreiben, nach welcher der Herr von Hatzfeld vor eine Militair-Commission gestellt werden sollte. Der Major-General versuchte Vorstellungen dagegen zu thun. „Ew. Majestät können doch einen Menschen aus einer der ersten Familien Berlins nicht wegen einer solchen Kleinigkeit erschießen lassen. Das ist ja gar nicht möglich — Sie wollen es gewiß nicht.“ Der Kaiser wurde immer lebhafter. Neuschatel blieb fest und Napoleon verlor die Geduld. Jetzt ging Berthier

aus dem Zimmer und ich wurde gerufen. Ich hatte die ganze Scene mit angehört, hütete mich aber wohl, die mindeste Bemerkung darüber zu machen und meine Lage war höchst peinlich. Ausser der Unannehmlichkeit, eine so strenge Ordre schreiben zu müssen, sollte ich bei dem Schreiben auch in größter Schnelligkeit dem Kaiser folgen und ich gestehe gern, daß ich dieses Talent nie besessen habe. Er diktirte mir von Wort zu Wort folgendes: „Unser Vetter der Marschall Davoust wird eine aus sieben Obersten seines Armeecorps zusammen gesetzte Militär-Commission ernennen, hierbei den Vorsitz übernehmen und den Fürsten Hatzfeld, als des Verraths und des Sponirens überführt, von derselben verurtheilen lassen. Das Urtheil muß heute Abends vor 6 Uhr gefällt und vollstreckt seyn.“ *) Es war gegen 12 Uhr Mittags. Napoleon befahl mir, diese Ordre augenblicklich abgehen zu lassen und ihr den Brief des Fürsten Hatzfeld beizufügen. Ich that von dem allen nichts, besand mich aber in einer Todesangst. Ich zitterte für den Fürsten, zitterte für mich selbst, weil ich, anstatt ihn nach dem Hauptquartiere abzuschicken, denselben im Schlosse gelassen hatte. Napoleon verlangte seine Pferde, um dem Prinzen und der Prinzessin Ferdinand seinen Besuch zu machen. Als ich nun hinausging, seine Befehle wissen zu lassen, sagte man mir, daß die Fürstin Hatzfeld in der Antichambre ohnmächtig hingefallen sei und mich zu sprechen wünsche. Ich ging zu ihr, verheimlichte ihr keinesweges Napoleons Born, sagte, daß wir eben ausreiten würden und gab ihr den Rath, uns bei dem Prinzen Ferdinand voranzueilen, um dessen Theilnahme an dem Loos ihres Gemahls aufzuregen. Ich weiß nicht, ob sie sich wirklich an ihn gewendet hat; aber sie besand sich auf einem Korridor seines Palais und warf sich im größten Jammer zu des Kaisers Füßen, dem ich ihren Namen nannte. Sie war schwanger; Napoleon schien von ihrer Lage gerührt und sagte ihr, sie möchte sich ins Schloß versügen. Zugleich trug er mir auf, an Davoust zu schreiben, daß der Urtheilsspruch aufgeschoben werden möchte; er glaubte, daß der Fürst Hatzfeld schon fort sei. Napoleon kam dann ins Schloß zurück, wo ihn die Fürstin erwartete; er ließ sie in den Salon eintreten, wo ich auch blieb. „Ihr Gemahl, sagte er mit gütigem Tone, hat sich in eine traurige Lage versetzt; er hat nach unsern Gesetzen das Leben verwirkt. General Rapp! geben Sie mir seinen Brief. Hier, lesen

*) Das war schon an und für sich ein Urtheil ab irato. Napoleon war höchst aufgebracht und hatte alle Ursache, es zu seyn; aber er versammelte, anstatt Recht sprechen zu lassen. Man mußte handeln, wie Rapp es that, und warten, bis der erste Augenblick vorüber war.

Sie selbst.“ Sie zitterte über und über. Napoleon nimmt jetzt den Brief zurück, zerreißt und wirft ihn ins Feuer. „Ich habe nun keinen Beweis mehr, gnädige Frau! Ihr Gemahl ist begnadigt.“ Er befahl mir jetzt, ihn sogleich aus dem Hauptquartiere zurückkommen zu lassen. Ich gestand, daß ich ihn gar nicht fortgeschickt hätte und er machte mir keinen Vorwurf darüber, schlen selbst damit zufrieden zu seyn. Kaum war der Fürst zu seiner Familie zurückgekommen, als er alles erfuhr, was vorgegangen war. Er schrieb mir einen Brief, der seine Erkenntlichkeit beweist und von den Gefühlen zeugt, die ihn belebten. Hier ist derselbe.

„Mein Herr General! Bei der Menge von Empfindungen aller Art, die mich an dem gestrigen Tage bestürmten, sind doch die Zeichen Ihrer Theilnahme und Ihres gefühlvollen Herzens meiner Dankbarkeit nicht entgangen. Gestern gehörte ich noch ganz meiner häuslichen Glückseligkeit an, nur erst heute kann ich meiner Pflicht gegen Sie Genüge leisten. Glauben Sie übrigens, Herr General! daß es Augenblicke im Leben giebt, deren Andenken unverlöschlich ist, und wenn die innigste Erkenntlichkeit und Verehrung eines rechtlichen Mannes einigen Werth in Ihren Augen hat, so wird Ihnen der Antheil vergolten werden, den Sie mir bewiesen haben. Empfangen Sie die Versicherung meiner Hochachtung und aller der Gefühle, die mir Ihr Andenken unvergeßlich machen werden.

Berlin den 30. Oktober 1806.

Der Fürst von Haksfeld.“

§. 25.

26. Februar 1816.

Der Feldzug in Italien wird mit Ihren Namen erscheinen und der Feldzug in Egypten mit Bertrands Namen. Bd. 3. S. 79.

Wie kommt es nun aber, daß der Verfasser des Tagebuchs nur einige Bruchstücke dieses Feldzugs in sein Werk einschaltet und der General Montholon es ist, der das Ganze in Druck giebt? Es soll wenigstens den dritten Theil der Memoiren ausmachen, die unter seinem Namen herauskommen. Vermuthlich hat Napoleon gefunden, daß dieser General, den er seit der Zeit des italienischen Krieges kennt, mehr Recht auf diese Gunst habe. Das ist übrigens eine bloße Conjectur. Es bleibt jedoch immer eine ausgemachte Sache, daß, welche Ursache oder welcher Bewegungsgrund dabei auch vorgewaltet haben möchte, der Verfasser des Tagebuchs die Materialien dieses Feldzugs nicht gehabt und Napoleon jenes Versprechen faktisch abgeläugnet hat.

29. Februar 1816.

Von der Genauigkeit und Ausführlichkeit in den Ansätzen sprach er mit eben so vieler Vorliebe, weil sie zu den glücklichsten Hülfsmitteln bei seiner Verwaltung gehört hätten. Bd. 3. S. 84.

Die Arbeiten theilen, die Fähigkeiten derer, denen man sie anvertrauen will, studiren, und sie ihnen nicht eher überlassen, als bis man weiß, daß sie sich zu deren Betreibung wirklich schicken, und zwar ganz besonders zu dem Geschäftszweige schicken, den sie unter den Händen haben sollen — war der Grundsatz der Regierung. Aber die Sorge für dessen praktische Ausübung blieb in den obern Regionen und kam selten über die Minister hinaus. Auch Napoleon täuschte sich dann und wann bei seinen Wahlen. Er konnte namentlich nicht wollen, daß die Präfekten sich die allertyrannischsten Handlungen, die ihn durchaus verhasst machen mußten, erlauben dürften. Darinnen liegt ein Widerspruch. Die folgende übersteigt alle Begriffe und man hatte Unrecht, ihn darüber in Unwissenheit zu lassen. Als das Bedürfnis an Mannschaft Veranlassung gab, alle Mittel sie zu erlangen, hervorzufuchen, erfand man die Garde d'Honneur. Jeder Präfekt erhielt eine Instruktion, um die jungen Leute anzuwerben, und die nicht mehr jung, aber bemittelt waren, Beiträge bezahlen zu lassen. Der Präfekt von *** kannte einen wohlhabenden Eigenthümer, der das ganze Jahr auf dem Lande lebte, und da er ihn als einen Tadler der Regierung in Verdacht hatte, so sollte er zu Bekleidung und Equipirung dieser Garde das Seinige leisten. Der gedachte Gutsbesitzer hatte weder ein Kind noch einen nahen Verwandten, den man einzuberufen berechtigt gewesen wäre. Eines Tages kommt ein von der Präfektur Beauftragter mit einem Schreiben zu ihm, worinnen er unterrichtet wird, daß er auf die Höhe von 3000 Franken taxirt sei und diese Summe so bald als möglich einzahlen solle. Der Guts herr ist erstaunt, bezeugte in seiner Antwort seine Verwunderung und vermuthet einen Irrthum. Der Präfekt erwiedert, daß er selbst im Irrthume sei, schickt ihm einen Gendarme und es wird ihm in einer wohlabgefaßten Ausfertigung der Grund der Maasregel und dessen Folge genau und zwar nachstehendermaassen auseinander gesetzt. „In Erwägung, daß wenn Herr *** die Summe nicht bezahlt, nach welcher er taxirt ist, er die Mittel dazu nicht besitzt und sonach denen gleich zu achten ist, welche in das Armenhaus gebracht werden müssen, so wird hiermit beschlossen, daß Herr *** in das Armenhaus für die Departements-Bettler abzuführen sei.“ Dieser Präfekt denkt jetzt viel besser. Nicht allein daß Napoleon von diesem Verfahren

nichts erfuhr, selbst der Minister hat bis zu dessen Falle nichts davon gewußt.

§. 27.

26. Februar 1816.

Wenn Corneille noch lebte, würde ich ihn zum Fürsten machen.
Wd. 3. S. 80.

Und doch ist zu bezweifeln, daß er wohl daran gethan hätte. Wäre Corneille wegen seines Talents Fürst geworden, so hätte er dann ausgeruht und mithin keinen weitem Gebrauch von seinem Talente gemacht. Dies wäre also wahrscheinlich die unmittelbare Folge der ihm zu Theil gewordenen Gunst oder Belohnung gewesen. Der fürstliche Rang mußte mit einem Vermögen verbunden seyn, das dem erstern angemessen war, folglich auch mit allem, was sonst dazu gehört, einem Hofe und Schmeichlern. Wozu hätte nun der neue Fürst noch nöthig gehabt ein Trauerspiel zu dichten? Der Ehre wegen? Er hatte ja nun schon die höchste Ehre erreicht, die man in der Welt nur haben kann. Ist es wahr, daß so mancher Autor ausruht, sobald man ihn auf den akademischen Lehnstuhl setzt, um so mehr wird dies geschehen, wenn man ihm einen Thron anweist, wäre es auch nur ein Nebenthron; besser als ein Lehnstuhl ist er doch immer.

§. 28.

26. Februar 1816.

Beurtheilung der *États de Blois*. Wd. 3. S. 80.

Wenigstens ist hier die Untersagung dieses Trauerspiels motivirt. Napoleon hatte die kluge Parthie ergriffen, kein neues Stück ehe spielen zu lassen, als bis er, nach einer Aufführung desselben auf dem Hoftheater, darüber urtheilen konnte. Die unter Napoleon geächteten *États* fielen, als man sie nach seinem Sturze auf die Breter brachte, bei aller der Gunst doch durch, welche die Erinnerung an ihre Aechtung und die Anspielungen, womit dies Stück angefüllt ist, demselben bei den nun eingetretenen Verhältnissen, verschaffen mußte. Als dieses Stück verboten war, ging Herr Raynouard zu dem Minister des Innern und bat ihn, die Ursachen dieses Verbots anzugeben. Bei der Discussion, welche sich nun erhob, antwortete der Verfasser auf die Gründe, welche Herr von Montallivet anführte, unter andern damit, daß er mehrere Trauerspiele nannte, welche gleichen Tadel verdient hätten, nämlich solche, in welchen ebenfalls wenig artige Anspielungen auf Napoleon vorkamen. Er erwähnte insbesondere ein Stück von Herrn De...

Herr von Montallivet konnte diesen Argumenten nichts entgegensetzen, zog sich jedoch mit vieler Geschicklichkeit und Geistesgegenwart aus der Sache. „Ich gebe alles zu, was Sie mir da sagen, sprach er, aber die Trauerspiele des Herrn De... zu besuchen, das schadet gar nichts; man geht aus dem Theater und weiß keinen einzigen Vers mehr; aber Sie, Herr Raynouard, Sie haben großes Unrecht! Warum machen Sie Verse, die man sich merkt?“ Der Dichter konnte jetzt kein Wort mehr sagen; er ging mit einem Gesichte, welches von diesem Hofweihwasser neuer Art, das vor dem andern den Vorzug hat, daß man sich nicht verrechnen kann, ganz aufgefrischt war, davon. Herr von Montallivet versprach nichts; er gab das, was jeder Autor für baare Münze nimmt und hier hatte der Lobspruch ein doppeltes Verdienst — er war gegründet und auf Kosten eines Nebenbuhlers erteilt.

§. 29.

29. Februar 1816.

Absetzung des Herrn Bernard, Vater der Madame Recamier; sein Untersuchungsprozeß. Bd. 3. S. 82.

Hier ist ein Irrthum in Betreff der Wiedereinsetzung. Herr Bernard verlor seine Stelle als Direktor eines Briefpostbüreaus, weil die ganze Correspondenz der Chouans ungestraft unter ihm betrieben wurde. Bei diesem Briefwechsel wurden Komplotte gegen den ersten Konsul angesponnen und als nun diese Intrigue entdeckt wurde, so verlor Herr Bernard nicht bloß seine Stelle, sondern er wurde auch verhaftet und es sollte ihm der Prozeß gemacht werden. Der General Bernadotte, welcher sich für Madame Recamier interessirte, bat für deren Vater und brachte es bei dem ersten Konsul dahin, daß er nicht in Untersuchung kam. Aber es fiel ihm nicht ein, um seine Wiedereinsetzung zu bitten. Bloß die Freiheit erhielt er zurück.

Es ist wohl möglich, daß Herr Bernard nichts davon wußte, daß man sich seines Couverts bediene und derselbe mithin vollkommen unschuldig war; dies konnte ihn aber unter diesen Umständen nicht entschuldigen.

§. 30.

Der kaiserliche Hof — Etiquette.

5. März 1816.

Man machte ihn zum Kaiser und er schuf sich Große, die seinen Hof bildeten. Bd. 3. S. 90.

Wir haben bei dem Artikel von der Abschaffung des Tribunats gehört, wie man Napoleon zum Kaiser machte. Die Beibehaltung

der Gleichheit läßt sich schwer mit der Ernennung von Groß-Offizieren, von Groß-Würdeträgern vereinigen. Man hat behaupten wollen, sie habe dadurch bestanden, daß auch in den untern Klassen der Gesellschaft ein jeder zu den höchsten Ehrenstellen zu gelangen hoffen konnte. Aber, wenn wir ehrlich seyn wollen, — war es nicht eine Narrheit so etwas zu hoffen? —

In des General Gourgaud Memoiren von Napoleon liest man (1. 145.) folgende Stelle: „Napoleon war überzeugt, daß Frankreich ein monarchischer Staat seyn müsse. Da aber das französische Volk mehr noch an der Gleichheit als an der Freiheit hing und das Prinzip der Revolution sich auf die Gleichheit aller Klassen gründete, so war durchaus keine Aristokratie vorhanden.“

Es ist sehr wahr, daß derjenige Theil der französischen Nation, den man Volk nennt, mehr noch auf die Gleichheit als auf die Freiheit hält und zwar aus einer ganz natürlichen Ursache; weil es von der einen etwas und von der andern gar nichts hat. Der gänzliche Abgang der Letztern wurde in jedem Augenblicke gefühlt und zwar dergestalt, daß man darüber die erstere vergaß, besonders weil sie so ganz unter dem Einflusse der Ungleichheit stand, daß ihr Daseyn dadurch höchst gefährdet wurde. Das Volk war gegen die Lettres de Cachet und die Launen der Behörden geschützt; es genoß im Allgemeinen*) den Vortheil, daß es nur Kraft eines Gesetzes, das auf das begangene Verbrechen angewendet wurde, seiner Freiheit beraubt werden konnte, indessen man bei der höhern Klasse, wo man eine Art von Ansehen, Einfluß und Kredit ausübte, weniger Freiheit hatte oder sie wenigstens leichter einbüßen konnte. Aber es herrschte hier eine gewisse Gleichheit, mit einigem Uebergewichte bei dem Volke verbunden. Man kam zur Zeit der Revolution überein, sie bei diesen Mittel-Klassen aufzuheben, weil man ungleich höhere Gewalten vernichtete, unter denen man sich befand.

Anfangs scherzte man über diesen neuen Kaiser-Hof, besonders thaten es diejenigen, welche zu dem frühern gehört hatten — aber

*) Es liegt schon in diesem Worte, daß es Ausnahmen gab — aber in Beziehung auf die Volksmasse waren es auch nur Ausnahmen. Uebrigens hatten fast alle willkürliche Verhaftungen, das heißt von solchen denen keine gehörige Untersuchung vorangegangen war, bei denen, welche sie betrafen, das Vergessen der Ungleichheit, und bei denen, von welchen sie verhängen wurden, den beleidigten Stolz derselben zum Grunde.

bald sah man, wie sie sich dem anschlossen, über welchen sie sich zuvor lustig machten.

§. 31.

11. März 1816.

Ich kam von der Insel Elba als ein ganz neuer Mensch zurück. Das wollten Sie nicht glauben. Sie konnten sich nicht vorstellen, daß ein Mann Seelenstärke genug besäße, seinen Charakter zu verändern. Ich wäre ganz aus vollem Herzen der Monarch der Konstitution und des Friedens gewesen, wie ich vorher der Diktatur und großer Unternehmungen war. Bd. 3. S. 108.

Man glaubte wirklich es sei ein ganz anderer Mensch zurückgekommen. Allein dieß hatte keine Dauer und der Verfasser sagt selbst an einem andern Orte, daß er schon am Tage nach der Ankunft, am 21. März, alle Welt kälter fand. Diese Wirkung brachte der Anblick der Menschen hervor, von denen man wußte, daß sie ihn durch ihre Rathschläge zu Grunde gerichtet hatten, deren knechtische Höflichkeit, und wiederholte Berufung in den Kreis seiner nähern Umgebung. Wenn man wirklich glaubte, daß mit Napoleon eine Veränderung vorgegangen sei, so konnte man es doch nicht auch vom Herrn A... de S.... glauben. Er hatte keinesweges die Lehren der Erfahrung wie sein Herr bekommen, war nur so nebenbei davon betroffen worden und hatte aus den Ursachen, die Napoleons Fall veranlaßten, nicht den Nutzen gezogen, den er daraus ziehen konnte und sollte. Hätte dieser jetzt andere Männer von unbescholtenem, von Ränken unbefleckten Rufe, wie Carnot, um seine Person versammelt, dann hätte er gezeigt, daß er einen andern Gang gehen wolle. Die Additional-Akte machte, daß die Erkältung zu einer wahren Erstarrung wurde. Sie begann damit, daß sie sich in die Tuilerien einschlich — und indem man außerhalb noch die Wahlen und die Maasregeln erwartete, welche man treffen würde, waren sie im Palais schon bekannt.

Ich entnehme Folgendes aus einem am 22. März geschriebenen Briefe: „Ich plauderte gestern,“ heißt es darinnen, „mit dem Doktor Esparron, der nach und nach in den Ruf kömmt, den seine langen Studien, seine edlen vortrefflichen Eigenschaften, die Originalität seines Geistes wohl verdienen*). Wir sprachen von Napoleons

*) Er ist nun schon der Freundschaft und den Wissenschaften geraubt und als ein Opfer seiner Pflicht, bei der Pflege von Gefangenen, welche am Wechselfieber litten, gestorben,

Ankunft, fragten sich gegenseitig, ob er wohl anders seyn, ob er wohl Wasser in seinen Wein gegossen haben möchte? Ich sagte sogleich es würden ja wohl die Neun Monate, welche er im Zuchthause zu Elba zugebracht hätte, ihn zur Besserung gebracht haben. Jetzt kommt der Doktor Dubois, den ich auch nicht einmal von Ansehen kannte, dazu, Esparren sagt ihm — sehen Sie da einen meiner Freunde, welcher glaubt, der Kaiser sei moralisch besser geworden und komme nun zurück, um nach konstitutionellen Grundsätzen friedlich zu regieren. Dubois wendet sich jetzt an mich, legt mir die Hand auf die Stirn und sagt mit einem kräftigen Tone der Stimme, die ich jetzt noch höre, O Sie einfältiger Mensch. Sie glauben also, daß man anders gehen könne, als einem die Beine gewachsen sind! Unmöglich kann ich die Wirkung beschreiben, welche diese an einen Unbekannten gerichteten Worte, und der Ton der festen Ueberzeugung womit sie gesprochen wurden, auf mich und den mit mir gleich fühlenden Esparren hervorbrachten.“

§. 32.

10. März 1816.

Krugen jene Additional-Punkte, gegen welche man so sehr aufgestanden ist, nicht alle Verbesserungen in sich selbst? Bd. 3. S. 111.

Aber sie bestätigten diese Verfassung, von der sie nur Zusätze waren; mithin aber auch das Prinzip der unbeschränkten Gewalt, welche sie stets begünstigt hatte. Nur diejenigen, welche selbst Zeugen davon gewesen sind, können sich einen richtigen Begriff von der üblen Wirkung der Additional-Urkunde machen. Man erwartete eine bestimmte Erklärung, deutliche, mit dem was bereits versprochen worden war übereinstimmende Bewilligungen. Nichts gleicht dem Erstaunen, wovon man ergriffen ward, als vielleicht die Unzufriedenheit, welche sich hierauf zeigte. Man glaubte jetzt, er gebe bloß, bei der obwaltenden Krise, der Macht der Umstände nach und würde, sobald die Gefahr vorüber wäre, nach seinem alten Systeme handeln.

Ich entlehne aus dem Manuscripte eines Mannes, der täglich mit dem Minister des Innern (Carnot) arbeitete, folgenden sonderbaren Vorfall:

„An dem Tage da die Additional-Akte im Moniteur erschienen, ging ich zu der gewöhnlichen Arbeitsstunde zu dem Minister. Er befand sich mit einem seiner Brüder in einem sehr lebhaften Gespräche. Letzterer verheimlichte seinen Verdruß über jene Akte gar

nicht, machte seinem Bruder Vorwürfe darüber, gab ihm Schuld, daß er wohl auch seinen Theil an diesen vorgeblichen Zusätzen der Reichsverfassung haben möchte, die er sehr heruntermachte und daß er seinen Einfluß bei Napoleon dazu gemißbraucht hätte, ihn zu einer solchen Maßregel zu bewegen. Der Minister setzte nicht allein seine Ehre zum Pfande, daß ihm die Sache ganz fremd sei, sondern betheuerte sogar, daß es statt jener Akte eine Konstitution gebe, von der er des Morgens um 2 Uhr die Probebogen gelesen und daß er nicht eher die Tuilleries verlassen hätte, als bis er mit der Korrektur derselben fertig gewesen wäre. Alle diejenigen, welche man wegen Discussion und Annahme dieses Verfassungsgesetzes herbeigerufen habe, wären, sobald sie den Abdruck desselben im Moniteur gesehen hätten, fortgegangen; und nur der R. . . . de S. . . . und de * * * bei Napoleon geblieben. Wahrscheinlich hätten diese beiden Personen ihn zu Abänderung seines Beschlusses bewogen und dahin gebracht, anstatt der Konstitution, die Additional-Akte auszugeben. Die beiden Brüder waren einverstanden, es sey lächerlich und gegen alle angenommene Begriffe, seine Kinder verbindlich zu machen, eine Familie zu ächten; eine ungerechte Maßregel, wovon in dem anfänglich angenommenen und bereits gedruckten Gesetze nichts gestanden hatte, einem Gesetze das rein organisch war, nur Grundsätze und keines Menschen Ausschließung oder Annahme aussprach. Herr Carnot fragte jetzt verdrießlich den Minister, was er zu thun gedenke? — Ich werde mein Vaterland gegen die Fremden schützen. — Wirst Du unterzeichnen? — Ja und zwar auf der Stelle, obschon ich die Akte nicht gutheißen kann, denn Uneinigkeiten stiften, hieße den Fremden dienen. Während dieser Rede unterschrieb er, als der erste, eine Schrift, die er dann in die Bureau schickte, um die Unterschriften seiner Angestellten zu erhalten. Diese Anekdote, deren Aechtheit ich als Zeuge verbürgen kann, beweist, daß man bisweilen einen nachtheiligen Einfluß über Napoleon ausübte und man braucht nur an die allgemeine Unzufriedenheit zurück zu denken, welche durch jene unglückliche Additional-Akte erregt wurde, um diese Bemerkung richtig zu finden."

Diejenigen, welche an der Verfassung des Gesetzes, an dessen Stelle nachher jene Akte trat, Theil genommen hatten, mußten wohl erstaunen, als sie im Moniteur eine ganz andere Schrift fanden, als welche sie darinnen des Morgens um 2 Uhr gelesen hatten. Wußten sie, von wessen Hand der Streich ausgegangen war, so nannten sie Napoleon schwach und wußten sie es nicht, so mußten sie ihn für falsch halten. Es gewann das Ansehen, als ob man sie durch diese Auswechslung zum Besten haben wolle.

Diese Additionalkarte war so schlimm, als eine verlorne Schlacht. Sie hatte Einfluß auf die Schlacht bei Waterloo und mehr noch auf deren Folgen.

§. 33.

19. März 1816.

Napoleon bemerkte, daß man stets dadurch, wenn man die Eigenliebe der Fürsten beleidige, am meisten Einfluß auf ihre Entschlüsse gewinne. Bd. 3. S. 122.

Napoleon sprach dabei aus Erfahrung. Der Gegensatz dieses Gedankens ist aber eben so wahr, nämlich daß man durch das Schmeicheln der Eigenliebe der Fürsten, Einfluß erhält. Sie gewöhnen sich schnell an Schmeicheleien und die dadurch mit Wohlgerüchen angefüllte Atmosphäre derselben, wird bald zu der Lebensluft, deren sie zu ihrer Existenz bedürfen. Hieraus folgt, daß wer ihre Eigenliebe verwundet, anstatt derselben zu schmeicheln, eine um so schnellere Wirkung hervorbringt, als der Angriff unerwartet war. Bei jeder Hofungnade pflegt wohl die Eigenliebe der Fürsten ihre Rolle zu spielen. Man muß hierbei sich schon auf die Höflinge verlassen.

§. 34.

21. März 1816.

Dieser Adjutant habe ihn verlassen und sei zu dem Direktorium übergegangen. Bd. 3. S. 131.

Es ist hier von Herrn Rolland de Villarceaux die Rede. Er war kein kluger Rechner, aber es hieß sich rechtlich benehmen, wenn man der Regierung treu verblieb, anstatt dem Generale zu folgen, der die Fahne der Empörung gegen die Regierung erhob. Es kann dies kein Verrath genannt werden; im Gegentheile. — Uebrigens bewies Napoleon, daß wenn er auch mit seinem Betragen nicht zufrieden gewesen war, er doch nicht aufgehört hatte, ihn persönlich zu schätzen — denn er ernannte ihn späterhin zum Präfekten.

§. 35.

27. März 1816.

Ich bin von Murat verrathen worden, den ich vom gemeinen Soldaten bis zum Könige, zu dem Gemahle meiner Schwester erhoben hatte. Berthier hat mich verrathen, dieser Gänserich, aus dem ich eine Art von Adler gemacht habe. Bd. 3. S. 137.

Dies beweist nur, daß er Murat weder seiner Schwester noch eine Krone geben sollte und daß es eine Narrheit war, aus einem Gänserich einen Adler machen zu wollen. Und wenn man schon gesagt hat, daß der erste, welcher König wurde, nichts als ein glücklicher Soldat gewesen sey, — wie es denn auch ursprünglich wohl so war — so mußte doch Napoleon fühlen, daß in dem Jahrhunderte, worinnen er lebte, die Bravour nicht hinreichte, um einen Staat zu regieren. Er glaubte vielleicht nur ein gelehriges und dankbares Werkzeug auf den Thron von Neapel zu setzen — aber er betrog sich und wurde hart dafür bestraft, denn Murat, der ihm die Krone schuldete, hat nicht wenig zu dem Verluste der seinigen beigetragen. Es scheint gewiß, daß Napoleon hoffte, seine Schwester würde ihren Gemahl leiten und daß Murat ohne sie nie König geworden seyn würde. Es ist bei dieser Gelegenheit zu bemerken, daß Napoleon den Vorwurf verdiente, den man sonst den Päpsten machte und wozu man das Wort *Nepotismus* erfand. Nie hat ein Papst so viel für seine Familie gethan als Napoleon. Keiner seiner Brüder entsprach seinen Erwartungen; aber es war doch keiner undankbar — nur Murat, sein Schwager ist es gewesen.

So viel nun den wahren Gänserich betrifft, so konnte ihn Napoleon zwar zu einem Plaze erheben, den ein Adler hätte einnehmen sollen, aber keinesweges eine Art von Adler daraus machen. Man muß die Leute, die man kennt, stets nach Verdienst behandeln.

§. 36.

Die Atmosphäre der jugendlichen Ideen ist jetzt hinreichend die alten Lehnsanhänger zu ersticken, denn von nun an kann nichts mehr die großen Prinzipie unsrer Revolution zerstören oder auslöschen.jene hohen und schönen Wahrheiten werden bleiben, denn wir haben sie mit Glanz, mit Denkmälern, mit Wundern geschmückt, haben ihre ersten Flecken in den Wogen des Ruhmes abgewaschen *ic. Bd. 4. S. 16.**)

Napoleon ist es der diese Sprache führt, aber Napoleon auf St. Helena. Er lebte jetzt in einer andern Luft, und wenn in derjenigen, welche er während des Zeitraums von zehn Jahren, vom 18. May 1804, da er durch ein Senatus-Consult zum Kaiser der Franzosen ernannt wurde, bis zum 1. April 1814, an dem

*) Dieses ganze Kapitel ist eine republikanische Deklamation gegen die Könige und die Hölse und glücklichlicher Weise nicht mehr gefährlich, weil die darinnen enthaltenen Ideen abgedroschen sind.

er Menschen und Dinge ohne Prisma sah, dergleichen Ideen in ihm aufstiegen, so verflogen sie auch eben so schnell. Die Könige leben in einer ganz eignen Atmosphäre. Die Wesen, welche ihren Hof bilden, gleichen andern Menschen, in welcher Klasse man sie auch suchen möchte, in keiner Weise. Kein Gegenstand erscheint dort in seiner wahren Gestalt unter seinem eigentlichen Gesichtspunkte. Ueberall ist dort falsches, täuschendes Licht; was man sieht ist nicht das wirklich Vorhandene; das Gefühl, welches man ausdrückt, nicht das empfundene; das Lachen ist eine Grimasse, womit man das Weinen verbirgt. Wie soll nun ein König in einer solchen Umgebung die Wahrheit erkennen? —

Man denke sich ein Treibhaus, in welchem der Thermometer stets 32 Grad Wärme zeigt. Alle Personen, welche darinnen wohnen, glauben daß dies die allgemeine Temperatur sei und benehmen sich dem gemäß. Ihr Herr theilt diesen Irrthum, weil er es nicht anders hört — und an dem Thermometer eben so sieht, wenn er sich nämlich die Mühe giebt ihn zu befragen; es fällt ihm gar nicht ein, um zu vergleichen, einen Thermometer außerhalb aufzuhängen. Hätte er es gethan, so würde er bald einen Unterschied von 18 bis 20 Graden zwischen beiden Wärmemessern wahrgenommen haben. Dieses Treibhaus ist der Hof und jener Herr der Fürst. —

Als Napoleon aus der einen Atmosphäre in die andere versetzt wurde, gewöhnte er sich an seinen neuen Stand und vergaß, indem er sich so wohl fühlte, sehr bald die Temperatur, in welcher er zwei und dreißig Jahre gelebt hatte; nur dann und wann dachte er daran, einen Thermometer nach Außen anzubringen — und that es doch nicht.

Man wollte Ludwig den Sechszehnten daran denken lassen; ich finde den Beweis hiervon in einer sehr merkwürdigen Schrift, die ich aus einer ungeheuren Sammlung, worinnen sie vergraben war, entnehme. Sie gehört zu denen, die man über den Prozeß des Königs bekannt gemacht hat. Der unglückliche Monarch hatte wahrscheinlich die Richtigkeit der Bemerkungen gefühlt, die man ihm machte, weil er die Schrift aufbewahrte. Man rief ihm nämlich, wie man bald sehen wird, durch die starke Parthei seiner Zeit zu regieren und führte Beispiele an, die mehr noch werth sind als Rathschläge.

Hier ist nun die Schrift selbst, über welcher nur die Worte: an den König stehen. „Der König gleicht dem Steuermanne eines Schiffes. Das Schiff ist der Staat und wird von den Wellen getragen; die Wellen sind das Volk. Der Steuermann muß das

Schiff erhalten und darf sich nie davon trennen. Sein Thun muß sich nach der Bitterung richten und nach der Bewegung der Welten (die er allerdings beherrscht, die ihn aber auch verschlingen können) und es lehrt uns die Geschichte, daß die Könige von Frankreich stets von der stärkern Parthei gestützt oder erhalten worden sind. Ich will dies noch mehr erläutern.

„Die Königin Bruehlth kam um, weil sie das Werk Ludwig des Fiften, nämlich die Demüthigung der Mächtigen im Lande zu frühzeitig begann. Klotar war nicht allein genöthigt, seine Grossmutter zu verlassen, sondern er mußte sie sogar selbst bei dem höhern Adel anklagen, welcher damals in dem Grade die starke Parthei war, daß er ungestraft die Könige entthronen und die Kirche berauben konnte.

„Unter dem zweiten Königsgeschlechte waren die Bischöfe die starke Parthei; die Abkömmlinge Karl des Großen, die sich mit ihnen nicht zu vertragen wußten, wurden von denselben abgesetzt. Ludwig der Fromme und einer seiner Söhne gestanden, daß sie den Scepter nur ihnen zu verdanken hätten.

„Franz der Erste und Heinrich der Vierte nannten sich selbst die ersten Edelleute des Reichs; und diese Phrase, die Ludwig dem Sechszehnten unvermeidliches Verderben bringen würde, war ihre einzige Rettung, weil diese Könige in unglückliche Kriege verwickelt waren und nur durch den Adel regieren konnten, der damals die starke Parthei war und sowohl in den Heeren, als sonst in ganz Europa durch den jetzt nicht mehr vorhandenen ritterlichen Geist herrschte.

„Ludwig der Dreizehnte und besonders Ludwig der Vierzehnte hatten alle Gewalten unter sich vereint und gaben ihrem Volke jene glänzende und kostbare Zerstreuung der Siege und großen Unternehmungen. Sie hörten nicht auf durch die starke Parthei ihrer Zeit zu herrschen — nämlich durch Adel und Kirche zugleich.

„Das Geld brachte endlich alles ins Gleiche, weil alle darnach jagten. Ludwig der Fünfzehnte lebte nachlässig von den Brocken der Tafel Ludwig des Vierzehnten und was für Ludwig den Sechszehnten hiervon noch übrig blieb, reichte bloß hin bis zu dem fünfzehnten Jahre seiner Regierung.

„In dieser Zeit warteten die Gemüther nur auf einen Vorwand zum Aufruhr. Die Furcht vor dem Banqueroute gewährte denselben und bemächtigte sich der Stände.

„Von diesem Augenblicke an ging mit der obersten Gewalt eine

wichtige Veränderung vor. Vier feindliche Faktionen (es ist dieser Fall einzig in der Geschichte) geben sich die Hand, eine Revolution zu bewirken.

„1.) Die Ueberbleibsel der Jansenisten und alle Parlamentsmitglieder, welche der Ueberhebung der höhern Geistlichkeit ein Ende machen wollten.

„2.) Die Protestanten, um die Macht Roms zu stürzen.

„3.) Die Kapitalisten, die nach den Gütern des Clerus trachten, und endlich

„4.) der Schwarm von Philosophen und Schreibern, welche die Religion und den Adel abzuschaffen Lust hatten und die, nachdem beide Schlachtopfer von ihnen verzehrt waren, nun die Hand an das Königthum legten. Dieses Gezücht ist so mächtig geworden und handhabt die drei übrigen Faktionen mit so großem Vortheile, daß sie das Reich, wenn man ihren Fortschritten nicht Einhalt thun könnte, zur völligen Auflösung bringen, oder die allerschlechteste Republik daraus machen würden *).

„Dies mußte man bei der Eröffnung der ständischen Versammlungen bald sehen, und wäre jetzt der König nach diesen Thatsachen und Bemerkungen berathen worden, so ist gar nicht zu zweifeln, daß Se. Majestät auf die Unterstützung der Kirche und des Adels verzichtet haben und von nun an durch die starke Parthei, nämlich nach populären Grundsätzen regirt haben würde; denn wenn eine Stütze der Monarchie versaut ist, muß sie natürlich zu einer andern greifen. Jetzt konnten die Adlichen und die Priester nichts für die Monarchie thun, denn sie vermochten nichts für sich selbst. Sie wären nur dann im Stande gewesen dem Könige zu dienen, wenn sie ihm zu schaden fähig waren; aber sie befanden sich in jedem Betrachte in dem vollkommensten Zustande der Unfähigkeit. Wenn sich also der König auf sie stützte, so mußte er auch mit ihnen fallen. Mit einem Worte, ein König muß nie gegen den herrschenden Geist seines Jahrhunderts verstoßen, wenn er durch diesen Geist mit ein wenig Geschicklichkeit regieren kann. Dies ist die jetzt herrschende allgemeine Sprache. Selbst die Waffen weichen

*) Es ist zu bemerken, daß diese Schrift dem Jahre 1791 angehört. Wir haben zwei Jahre nachher die allerschlechteste Republik gehabt. Schlechte Republik oder Auflösung! Siehe das Recueil des pieces trouvées dans l'armoire de fer. Wir haben einige Stellen weggelassen, aber sonst ist dieser Auszug völlig genau, wovon man sich leicht selbst überzeugen kann.

jetzt bessern oder schlechtern Raisonnements. Die fremden Mächte können wohl den Emigranten die Mittel verschaffen, Frankreich zu beunruhigen, aber sie können diese nicht dort wieder einsetzen. Es ist nicht genug, daß man siegt, man muß regieren, muß bezahlen können. Was soll der König mit diesem Adel machen, den er neu besiedeln müßte; mit diesen Geistlichen, welche ihre Privilegien zurückfordern würden? — Eine große siegreiche Armee würde dem Adel, den Priestern und den Prinzen nur zur Befriedigung ihrer Rache dienen — ein König ist aber kein Priester, kein Bischof, kein Edelmann, kein Volk — er ist König und alle Mittel, die monarchische Form zu erhalten, sind die seinigen. Ew. Majestät können jetzt den Staat nur durch volkshümliche Mittel regieren — Sie können es mit derselben Kraft, mit alle dem Glücke, welches der Geschicklichkeit Ihrer Minister angemessen ist."

Napoleon hielt Waffen und Eroberungen für die starke Parthei und er betrog sich.

§. 37.

21. April 1816.

Ich verlange meine Freiheit, oder einen Henker. Bd. 4. S. 40.

Alle die Maasregeln und alle Vorsicht, welche Klugheit und Stcherheit forderten, um Napoleons Flucht unmöglich zu machen, sind leicht erklärlich. Sein Entkommen von der Insel Elba und dessen Folgen durften nicht vergessen werden. Aber unbegreiflich bleiben die Mißhandlungen, die Veraubungen, die Bestrebungen ihn zu erniedrigen und der Eifer, womit man jede Gelegenheit hierzu ergriff. Das Merkwürdigste hierbei ist immer, daß man nicht einmal seinen Zweck erreicht hat, da Napoleon dagegen stets auf seiner Hut war und nie seine Rolle vergaß. Er wird seinen Kerkermeister unsterblich machen, aber wer möchte jenen wohl um diesen Ruhm beneiden? Man will behaupten, daß er geheime Instruktionen gehabt habe. Vielleicht erhielt er ähnliche wie die, welche Larude um seine Maus und Pelisson um seine Spinne brachten.

§. 38.

21. April 1816.

Die Bekanntmachung der bei Waterloo gefundenen Papiere wird vielen Leuten beweisen, daß das, was sie enthalten, von keiner Schlafmähne herkommen könne. Bd. 4. S. 41.

In den Memoiren des Generals Rapp kann man nachlesen, welche Bewandniß es mit dem Napoleon so häufig vorgeworfenen Schläfe hatte. Die Menge von Ordres, die er in den zwei letzten

Feldzügen gegeben hat, von Maasregeln, die er vorschrieb, von Instruktionen, welche er seinen Generalen diktierte, ist wahrhaftig zum Entsetzen. Kaum sollte man glauben, daß es einem Menschen möglich sei, so viele Dinge auf einmal zu umfassen. Wer etwa diesen geschriebenen Beweisen, weil sie wohl auch später gemacht worden seyn könnten, (was aber unmöglich ist, weil man von der Schlacht bei Waterloo an Napoleon bis zu seiner Einschiffung folgen kann) keinen Glauben schenken möchte, der kann doch die offenbaren Thatfachen nicht abläugnen, die reißende Schnelligkeit seiner Bewegungen in dem Feldzuge von 1814, wo er sich, so zu sagen, überall zeigte, wo man seine Garde zwanzig Stunden weit von dem Orte sah, den sie Tags zuvor mit Blut überschwemmt hatte. Da sieht man doch wohl, daß er dem Schläfe nur so viel Recht über sich einräumte, als er ihm durchaus nicht versagen konnte. Ich glaube nicht, daß er von Cannes bis in die Tuileries viel geschlafen hat, auch nicht in der Zeit vom 20. März bis zum 29. Juli und in den neun Monaten, welche diesen beiden Epochen vorhergingen, war er wohl auch nicht der, welcher am festesten schlief.

Aber was unheilbringender für ihn wurde als schlafen, war eine Art von Vorgefühl, das er zuerst im Jahre 1812 hatte, welche um sich griff, verschwand, um noch gewaltiger wieder zu kommen, abermals wich und dann fest an ihm hielt und ihn peinigte, wie einst den Orestes die Qualen seines Gewissens. Man findet die ersten Spuren hiervon in den Memoiren von Rapp, vor dem Feldzuge gegen Rußland, während dessen Dauer, nach der Rückkehr; man findet sie ferner in dem Tagebuche. Kaum ist er, gleichsam im Triumphe in den Tuileries wieder eingezogen, als er schon am folgenden Tage eine Eislust um sich her empfindet, eine Art von Schauer ihn ergreift. Es war, als ob eine innere Stimme ihm sagte: es ist um dich geschehen, du hast aufgehört zu herrschen. Bei einer solchen unerklärlichen Stimmung ist man wie gefesselt, wie erstarrt; man bleibt unentschlossen, läßt am Ende das Schicksal gewähren und erst dann, wenn es in Erfüllung gegangen ist, erkennt man mit bitterer Reue, was da hätte gethan werden sollen, um es aufzuhalten und die hierzu, wenn es nicht mehr Zeit ist, sich erweisende Möglichkeit vermehrt die Heftigkeit der Schmerzen. Diese unerklärlichen Wirkungen werden durch ein unwillkürliches Zusammentreffen von Ereignissen, vorübergegangenen Verhältnissen, anfangs unbemerkten, aber dann plötzlich aufgefaßten Beziehungen, durch Erinnerungen und jene Erfahrungen hervorgebracht, deren Lehren erst dann in die Seele eindringen, wenn man sie nicht mehr benutzen kann. Als Napoleon unter denen, welche ihm bei seiner Rückkehr am Friedlichsten schmeichelten, Menschen sah, von denen

er verrathen worden war, welches Vertrauen konnte er da wohl zu ihnen haben? Fühlte er denn nicht, als ihn besahnte Männer umgaben, deren Glück er gemacht hatte, daß sie kein anderes Verlangen hegten, als dieses Glück nun zu genießen und keineswegs Lust hatten, sich für eine Sache zu schlagen, wobei sie ungleich weniger gewinnen als verlieren konnten. Er erkannte jetzt recht gut, daß er neue Menschen bedürfe, aber auch daß er keine Zeit habe sie auszuwählen und eben so wenig sie zu bilden. Die Gewalt dieser Gefühle machte ihn oft unentschlossen. Von Fouché's Verrath ist er vollkommen überzeugt; er will ihm den Prozeß machen lassen, thut es aber dennoch nicht und Fouché wird eines der eifrigsten Werkzeuge zu seinem Sturze. Nicht also dem Schläfe, nicht der Unthätigkeit, sondern dem Zustande seiner Seele muß man jene Art von Unsicherheit zuschreiben, die ihn wie eine Krankheit in den letzten drei Monaten befallen hatte. Vielleicht war er niemals thätiger. Es ist im Jahre 1819 ein Auszug der Registrande seiner vertraulichen Noten an den Minister Carnot von dieser Zeit im Druck erschienen. Sie betreffen insgesamt administrative Gegenstände und sind mitunter sehr ausführlich und verwickelt. Die erste ist vom 25. März und die letzte vom 12. Juni. Es giebt deren fünf und achtzig und keine betrifft die fortlaufenden, täglichen Arbeiten bei dem Portefeuille des Ministers. Die Correspondenz mit den übrigen Ministern ist unbekannt geblieben.

§. 39.

26. April 1816.

Wie die gute Königin von Frankreich sagte: Wenn Sie mir so kommen!
Bd. 4. S. 50.

Hier hat Napoleon, oder der ihn redend einführt, die Personen verwechselt und eine für die andere genommen. Diese wirklich gute und geistreiche Königin war Marie Leczinska. Aber anstatt die Antwort zu geben, welche man ihr in den Mund legt, erhielt sie dieselbe vielmehr. Bei Gelegenheit eines Beschlusses, bei welchem die Rechtmäßigkeit der Richter in Zweifel gezogen wurde, fragte sie den Abbé Terrasson, der für den ehrlichendsten Mann am ganzen Hofe gehalten wurde, ob er als Mitglied des Tribunals wohl ein Geschenk von hunderttausend Livres ausgeschlagen haben würde. Der Abbé gab seine Verwunderung und zugleich seine Empfindlichkeit hierüber zu erkennen. Die Königin verdoppelte die Summe und erhielt die nämliche Erwiderung. Sie ging immer höher hinauf und setzte stets hunderttausend Livres zu. Bei jedem Zusatz verlor die Stimme des Abbé's an Kraft und Ausdruck. Schon

blieben alle Ausrufungen weg, und als nun Marie Leczinska bis zur Million kam, da sprach er die Worte: „Wenn Ew. Majestät mir so kommen wollen . . .“

§. 40.

28. April 1816.

Der Abbé kramte höflicher Weise eine Menge wichtiger Worte aus.
Bd. 4. S. 53.

Dieser Wortüberfluß ist in der That ein großer Fehler jenes Mannes, er mag nun sprechen oder schreiben. Glücklicher Weise hat er viel, eigentlich viel zu viel Geist. Manche Menschen würden reich mit der Hälfte dieses Geistes und noch ungleich reicher als er seyn, wenn sie sich darauf verständen, einen Theil dieses Reichthums zu verbergen und ihn nur errathen zu lassen. Aber der Herr Abbé zeigt Alles und sagt Alles. So würde die Geschichte seiner Gesandtschaft interessanter seyn, wenn er etwas mehr an sich hielte, denselben lächerlich zu machen, welchen er repräsentirte, denn es stand ihm ja frei, wenn er es wollte, die Sendung auszuschiagen. Den 1. April 1814 ist er noch etwas zu früh in der Vatikanambre des Kaisers Alexander. Er hätte wohl fühlen sollen, daß diejenigen, welche sich zugleich mit ihm dort befanden, ihn ziemlich scheel ansehen mußten. Mehr als einmal konnte er sagen, das war eine schöne Ambassade!

Der Jupiter-Scapin war ein Ausdruck, der sein Glück dem Momente verdankte, in welchem der Herr Abbé ihn gebrauchte: diesen Moment hatte er sehr geschickt gewählt. Man muß dabei den Wit mehr glücklich als kühn nennen. Drei Monate früher würde er beides gewesen seyn. Vor dieser Epoche konnten die konstitutionellen Geseze eben so gut gepredigt werden und man hätte damit einen wahren Muth bewiesen. Ich habe nie jemand mehr verwundert gesehen, als ein gewisser Mann (zu einfach, um ein Partisan jener Geseze zu seyn) es über den Herrn Erzbischof war. Letzterer befindet sich auf seinem Landgute in der Auvergne, bittet Herrn *** bei ihm zu speisen und dieser nimmt die Einladung an. In dem Augenblicke, da er sich zu Fuß auf den Weg machen will, fährt ein stattlicher Wagen mit vier Pferden vor, den man ihm sendet. Ganz verduht steigt er ein, denn er ging eigentlich immer zu Fuß, bald mit seinen Gedanken, bald mit Botanisiren beschäftigt. Mit den Blumen wars nun aus, da er etamal im Wagen saß. Er versinkt dafür in seine Träume, als läg' er im Bette und denkt besonders an den Herrn der schönen Berline, die ihm doch etwas

zu kostbar dünkt. Aber damit warb noch lange nicht abgemacht; bei seiner Ankunft im Schlosse steht er dort noch ganz andere Dinge. Ein prachtvolles massives Silberservice, einen Intendanten, einen Haushofmeister, der hinter dem Stuhle des Hausherrn stehen bleibt und ohne sich wegzurühren, die Bedienung bloß durch Blicke und Winke leitet; er vernimmt dann, wie die Gäste, sobald sie die Rede an ihren Wirth richten, ihn ganz vertraulich Monseigneur! nennen. Herr *** schleicht sich nach dem Diner, von dem man gesagt hatte, daß es ganz ohne Umstände seyn solle, philosophisch fort und schwört — freilich um etwas zu spät, — daß ihn niemand wieder dorthin bringen solle.

Wir fragten, warum er denn so entrüstet sei, warum er es denn nicht leiden wolle, daß man Reichthum und eine Konstitution zugleich liebe, daß man von dem erstern Gebrauch mache, wenn man ihn besitze und nach der zweiten strebe, wenn man sie nicht besitze? Wir sagten ihm, daß die Liebe zu dem einen die Liebe zu der andern nicht ausschliesse. Aber er wollte durchaus, daß die philosophischen Bischöfe wieder seyn sollten wie zu Zeiten der Apostel, welche wahre Philosophen der That nach waren.

§. 41.

21. April 1816.

Ich hätte zu erkennen geben sollen, daß ich nur auf den Grund der Trennung der drei Kronen von Oesterreich, Ungarn und Böhmen unterhandeln würde. Bd. 4. S. 59.

Dies wäre in der That das beste Mittel, die Kräfte dieser Macht zu mindern und nach der Schlacht bei Wagram allerdings ausführbar gewesen. Es wird schwer, zu glauben, was Napoleon hinzufügt, daß wirklich ein Prinz um eine der drei Kronen bitten ließ. Inzwischen scheint ein Gerücht, was damals in Umlauf war, das Anführen des Verbannten zu bestätigen. Man behauptet nämlich, der Großherzog von W... habe eine der drei Kronen von Napoleon in dem Augenblicke begehrt, wo dieser darüber schalten konnte. Der Ausgang der Dinge hat besser für ihn gesorgt; er herrscht in dem schönsten Klima und beglückt die Bewohner seines Landes. Der Doktor O'Meara bestätigt die Anekdote von den drei Kronen, so wie die Bezeichnung des Prinzen, der eine dieser Kronen haben wollte.

§. 42.

29. April 1816.

Der persische Gesandte Asker-Kan.

Der persische Gesandte hatte lange Zeit dem Hofe zum Schauspieler gedient.
Bd. 4. S. 60.

Sein Nachfolger zeigte mehr Würde. Hier ist, was man damals (1819) über diesen öffentlich sagte: Mirza-Aboul-Hassan ist gegenwärtig persischer Gesandter zu Paris. Er stammt von einer Familie, welche lange her die ersten Aemter in Persien bekleidet hatte. Ihre Macht brachte sie in den Verdacht des Ehrgeizes, sie fiel in Ungnade und wurde ihrer Güter beraubt. Mirza-Aboul-Hassan entkam aus seinem Kerker und ging nach Indien, wo Lord Wellesley, der Gouverneur des Landes, ihn freundlich aufnahm. Im Jahre 1809 kam er bei seinem Herrn wieder zu Gnaden, wurde als Gesandter nach London geschickt und bei seiner Rückkehr zum Khan ernannt. Er hat seine Reisen beschrieben. Im Jahre 1813 erhielt er den Auftrag mit Rußland Frieden zu schließen und wurde bald darauf Gesandter am Petersburger Hofe. Er ist 44 Jahre alt und spricht mehrere Sprachen. Die Annahme desselben war mit Schwierigkeiten verbunden, weil man vergessen hatte, sich über seine Absichten zu unterrichten und er ohne Weiteres von dem Könige von Frankreich auf gleichem Fuß behandelt seyn wollte. Man verständigte ihn jedoch am Ende. Die Geschenke, welche er überreichte, bestanden in sechs Schawls, einem Säbel, der Ismael angehört haben und einem kostbaren Steine, der gegen alle Uebel, ganz untrüglich aber gegen die Kolik helfen sollte. Dies ist hinreichend, um einen Begriff zu geben, auf welcher Stufe man in Persien, hinsichtlich auf Naturkunde und Philosophie steht.

§. 43.

12. Mai 1816.

Alles wohl erwogen, sei Decrès immer noch der beste gewesen, den er finden können. Bd. 5. S. 29.

Der Marineminister war durchaus nicht der Mann, der Napoleons Regierung beliebt machen konnte. Mehr noch hart und grob, als auffahrend, demüthigte er oft und schien sich ein Vergnügen daraus zu machen. Inzwischen nahm er doch auch Lehre an und änderte sein Benehmen, wenn man sich gegen ihn gleicher Waffen bediente. Zum Beweis nachstehende Anekdote. Der Staatsrath D...., der, wie wir in einem andern Artikel sehen werden, selbst dem Kaiser, mit einem mehr bewundernswerthen, als nachgeahmten

Muthe, eine Lektion gab, machte einst einen Besuch bei Decrès, den er sonst nur in den Versammlungen sah, wo sie sich beiderseits efinden mußten. Die Absicht bei seinem Besuche war folgende. D... interessirte sich für einen bei der Marine angestellten Mann und verschaffte ihm eine kleine von dem Ministerio der auswärtigen Angelegenheiten abhängige Stelle. Es hatte derselbe ein Recht auf eine Pension bei der Marine, weil er dreißig Jahre, woran jedoch noch ein Monat fehlte, gedient hatte. Ehe er aber darum bat, wartete er ab, bis die dreißig Jahre voll waren. Der Minister, der wohl wußte, daß man ihm eine kleine Stelle bestimmt habe, um sein Schicksal bei seiner zahlreichen Familie zu verbessern, hatte ihn jedoch von dem Etat wegstreichen lassen und beschlossen, daß er weder Pension noch Entschädigung bekommen solle. Herr D.... erfährt diese strenge Maasregel, begiebt sich zu dem Minister und bittet vergebens um die Wiedereinsetzung seines Schützlings auf den Etat. Decrès bleibt taub und mit einer unbefiegbaren Härte bei seiner abschläglichen Antwort. Sein Wille sollte, in der Art wie er sich äußerte, für ein Gesetz gelten. Alles Bitten, alles Flehen, alles Zureden ist vergeblich. Umsonst verschwender Herr D.... seine ganze Redekunst, und da, was er sagte, aus dem Herzen kam, da er überhaupt ein warmer Freund ist, so mußte der Minister wirklich unerbittlich wie das Schicksal seyn. Nach einem augenblicklichen Schweigen steht jetzt Herr D.... auf, geht ohne Umstände in dem Salon des Ministers auf und ab, indessen ihn dieser nicht ohne Bewunderung ansieht, und nachdem er nun so einige Touren ohne ein Wort zu sprechen gemacht hat, bleibt er plötzlich stehen und sagt dem Minister mit starker Stimme: „Herr Herzog! Es fehlt Ihnen hier noch an einer Anstalt, welche großen Nutzen für Sie haben müßte — Nun was denn für eine, Herr Graf? — Eine Anstalt, welche beweisen würde, daß Sie Mitleid mit den Unglücklichen haben und niemand über Ihre Menschenliebe in Zweifel lassen könnte. — Ich frage nochmal, was Sie meinen? — Ein Schlachthaus, mein Herr, erwiderte jetzt Herr D.... mit donnernder Stimme, ein Schlachthaus für alte Seelenute, denen Sie die Pensionen verweigern. Ein Schlachthaus wäre besser für sie, als die Verweisung, die nur ein langsamer schmerzenvoller Hungertod beendigt.“ Decrès klingelt, läßt den Chef der Abtheilung kommen, für welche die Sache gehört und befehl ihm, den Namen des weggestrichenen Mannes bis zu dem Zeitraume wieder auf den Etat zu bringen, wo sein Dienstalter ihm das Recht auf eine Pension geben würde.

Napoleon hat mehr gethan als diese entscheidende Unternehmung blos zu träumen. Hier sind einige nähere Umstände, die man nicht uninteressant finden wird und welche uns eben jetzt ein Engländer mitgetheilt hat.

„Wenn die Erinnerung an Gefahren, die uns bedrohten, so bald die Furcht vorüber ist, eine lebhafte Freude verursacht, so gilt dies ebenfalls von solchen, die man gar nicht kannte und nur erst im Hafen erblickt, ohne früher eine Ahnung von ihrem Daseyn gehabt zu haben. Unter den Plänen Napoleons war einer, den man stets für so höchst chimärisch hielt, daß man glaubte, er sei ihm von seinen Feinden angedichtet, da dessen Ausführung ganz unmöglich schien; nämlich die Idee, ein Heer zu Lande nach Indien zu schicken, um meine Landsleute daraus zu vertreiben. Allein dieses Projekt hat allerdings bestanden und wenn man das Nähere davon, wenn man die Mittel der Ausführung desselben kennt, so verschwindet diese Unmöglichkeit allmählig; die Fälle, in denen der Erfolg gelingen konnte, mehren sich und man ist ganz erstaunt, etwas Verständiges in einer Sache zu finden, die man zuvor für Unsinn gehalten hatte. Wir haben Memoiren in Beziehung auf diese Unternehmung durchlesen, die, so riesenhaft sie auch scheint, es doch ungleich weniger ist, als die jenes Rhans, der tief aus Asien bis Neustadt kam, und viel weniger als die Kreuzzüge, bei denen bekanntermaßen die Völker von Europa nach Asien hinstürzten und ohne alle die Vorbereitungen, die jetzt im Gebrauche sind, bis nach Palästina gelangten. Wir halten es für nützlich, das Wesentlichste aus diesen Memoiren, welche der Geschichte angehören, zu entnehmen. Die Sache ist an sich selbst interessant und verdient eine nähere Betrachtung; sie ist es aber auch nicht weniger in Hinsicht auf das bei Mittheilung dieser Memoiren von unserm großen Herzoge beobachtete Verfahren. Man wird sehen, daß große Männer über gewöhnliche Regeln erhaben sind — *de minimis non curat praetor*. Diese Regeln, welche gewisse Pflichten vorschreiben, sind für die Kleinern. Die Franzosen müssen sich ihnen unterwerfen. Mit uns ist das etwas anders *). Und nun vollends der Lord! —

*) Die Engländer sind mit diesen Begriffen erzogen und führen daher ganz natürlich eine solche Sprache. Hiervon einen Beweis: Einer der scharfsinnigsten, philosophisch gesinntesten, richtig denkendsten Men-

Raum daß wir in seinen Augen, von der Sphäre aus, wohl in ihn das Schicksal gestellt hat, vorhanden sind.

„Alles ist merkwürdig bei dem Entwurfe dieses kühnen Unternehmens; der Plan an und für sich, die innere Verblindung der Ausführungsmittel, ihre Beziehung auf den Zweck des Vorhabens, der Zeitraum, da man den ersten Gedanken dazu faßte und das Geheimniß, worein es gehüllt wurde. Es datirt sich von der Ambassade des Generals Hedouville, das heißt vom Jahre 1802 her *). Herr von Reuilly befand sich bei derselben als Sekretair. Er war zwar jung, aber unterrichtet, verband mit seinen Studien die Erfahrungen eines Beobachters, für welchen ihre Lehren nicht verloren gehen und war schon viel gereist. Bei seinem Aufenthalte in der Krimm hatte er die Bekanntschaft des berühmten Pallas gemacht, der mehrere Jahre zu Thibet und Caschemir zugebracht, verschiedene Reisen nach Indien unternommen hatte und da er alle unsere dortigen Besitzungen sehr gut kannte, über selbige besser als irgend jemand sonst genaue Nachrichten geben konnte. Herr von Reuilly verschaffte sich dieselben sehr bald von diesem Gelehrten, dem er seinerseits alle die Bemerkungen mittheilte, welche er auf seinen Reisen gemacht hatte. Man brachte ihn in nähere Verhältnisse mit Herrn de Noirsotte, ehemaligen Chef de l'Etat-Major des Generals

schen, war Gibbon. In seiner vortreflichen Geschichte vom Untergange des römischen Reichs zeigt er immerfort, daß er die gesündesten Ansichten über Völkerrecht und die gegenseitigen Verhältnisse der Nationen hatte; sobald er aber von der seinigen spricht, dann ist er wie umgewandelt. Man findet über diesen Gegenstand einen merkwürdigen Zug in seinen Memoiren. Er kam von Lausanne in sein Vaterland zurück und zwar im Frühjahr 1758. „Wir waren, so spricht er, damals im völligen Kriegszustande. Die Empfindlichkeit der Franzosen über die Art, wie wir ihre Schiffe ohne vorhergegangene Kriegserklärung weggenommen hatten, hatte diese sonst so höfliche Nation etwas verdrießlich und schwierig gemacht. Sie wollten die englischen Reisenden nicht passieren lassen.“ Er war genöthigt, mit zwei Schweizern unter einem angenommenen Namen zu reisen. Wir hatten sonach großes Unrecht, etwas verdrießlich und schwierig zu seyn, obschon man uns im völligen Frieden angegriffen und bestohlen hatte! Er findet es ganz natürlich, daß man unsere Schiffe ohne Kriegserklärung weggenommen hatte, spricht mit philosophischer Gleichgültigkeit von dieser Verletzung des Völkerrechts, die es aber in seinen Augen nicht ist! Dieser Mann, der friedliebendste, der gerechteste, den die Natur hervorgebracht hat!

(Note des französischen Herausgebers.)

*) Am 8. Ventose des Jahres 10. (27. Februar 1802) trat die Gesandtschaft ihre Reise an.

Bussi, der achtzehn Jahre in Indien verlebt hatte; man schrieb Bemerkungen nieder, arbeitete Memoiren aus und das Resultat dieser verschiedenen Arbeiten war ein weitläufiger Plan, den man füglich unter drei Theile bringen kann. Der erste bezieht sich auf die Bündnisse, welche man nochwendiger Weise mit den gegen die englische Macht feindlich gesinnten indischen Völkern schließen mußte, dies waren die Präliminarien der Unternehmung.

„Eine Expedition zur See war der Gegenstand des zweiten Theils und der dritte betrifft endlich die Expedition zu Lande. Er ist der wesentlichste, weil sein Gelingen das Gelingen der ganzen Unternehmung sicherte.

„Erstens Bündnisse mit den gegen die englische Macht feindlich gesinnten Völkern. Wenn man auch voraussetzt, daß ein Heer, bei dem Zuge von Frankreich bis nach Indien, noch so glücklich wäre, daß es ohne Widerwärtigkeiten und Verluste diesen ungeheuern Weg zurückzöge, (was aber ganz unmöglich ist), so würde es doch noch gleichsam im Hafen stranden, wenn man nicht die Vorsicht gebraucht hätte, ihm Freunde und Bundesgenossen unter den Völkern zu sichern, welche die Nachbarn der von den Engländern unterjochten Nationen sind. Es hätte genug zu thun mit dem Kampfe gegen das Klima, ohne sich täglich mit Nationen zu schlagen, die an selbiges gewöhnt sind. Man mußte daher damit anfangen, sich Bundesgenossen zu werben. Das ist also der erste Punkt des Entwurfs.

„Es ist der einzige, mit dessen Ausführung man dadurch einen Anfang gemacht zu haben scheint, daß der General Gardanne im Jahre 1807 als bevollmächtigter Minister an den Hof von Teheran geschickt wurde, eine diplomatische Sendung, die ohne allen Zweifel andere geheime Absichten zum Grunde hatte. Dieser General reiste im Monat Mai von Finkenstein bei Wien ab, ging durch Ungarn, durch die Türkei, schiffte sich am 10. September zu Scutari nach Kleinasien ein und kam am 4. Dezember in Teheran an. Der König von Persien gab ihm den Titel eines Khan, der in diesem Lande nach dem Königstitel der ehrenvollste ist. Er kam im Jahre 1810 von dieser Sendung zurück, hinterließ aber dort mehrere sehr unterrichtete Offiziere, welche die persischen Soldaten mit der militärischen Taktik bekannt machen mußten und schickte noch vor seiner Abreise seinen Bruder ab, um von seinen Verhandlungen Rechenschaft zu geben und dem Herrn von Talleyrand, Fürsten Benevent, von dem Könige von Persien den Sonnenorden zu überbringen.

Zweitens die Expedition zur See. Sie war die schwache Seite des Plans, aber auch das minder wichtige desselben.

„Drittens die Expedition zu Lande. Für Alles war gesorgt, für die Zusammenbringung der Armee, deren Equipirung, Bekleidung, Verpflegung und die Versuche, sie an die Sache zu gewöhnen. Die Überfahrt, der Weg, die Distanzen von Constantinopel aus waren in Erwägung gezogen. Die Berechnungen gingen von letztgenannter Hauptstadt an. Man berechnete von da bis zu der Stadt Agra eilfhundert und zwanzig Stunden; von dort führen zwei verschiedene Straßen zu dem Kap Komorin; eine Abtheilung des Heeres sollte über Cambayr, die andre über Calcutta gehen. Die Entfernung von Constantinopel bis zu jenem Vereinigungspunkte beträgt auf der ersten Straße siebenzehnhundert sieben und sechzig und auf der zweiten siebenzehnhundert zwei und neunzig Stunden.

„Man wollte die Armenier und die Guebern wegen der Leichtigkeit, womit sie sich in der Tartarei nach Thibet und Persien hin verbreiten konnten und wegen des unbedeutenden Betrachts, der durch sie erregt worden wäre, als Unterhändler gebrauchen und durch sie eine Menge kleiner Entrepots bilden, die ein bedeutendes Magazin ausmachen sollten.

„Ich habe nun schon genug gesagt, um zu beweisen, daß jenes Projekt nicht so unsinnig war, als Menschen, welche leichtsinnig und ohne die Sache genau zu untersuchen, es beurtheilten. Es ist zu hoffen, daß der Besitzer jener Manuscripte sie zur Kenntniß des Publikums bringen werde. Wenn nun die Franzosen, anstatt des Krieges gegen Spanien und Rußland, die Stimmung der letztern Macht benutzt hätten! —

„Wenn man an die Unternehmungen des unter dem Namen Gengis-Khan bekannten Temugin und seiner vier Söhne an der Spitze von 700000 Mongolen *) zurück denkt und sich erinnert, daß sie China, Persien, Anatolien, Rußland, Polen und Ungarn eroberten und bis an das Schloß Neustadt in Oesterreich vordrangen, so wird man finden, daß das fragliche Projekt viel klüger, berechneter und ungleich leichter auszuführen war.

„Nach dieser Betrachtung müssen wir, als gute Engländer, uns freuen, daß die Dinge diejenige Wendung nahmen, wie wir dieselbe nun erblicken. Dank sei dafür dem großen Herzoge, dessen Benehmen, bei der Mittheilung die ihm von den Memoiren über jene Unternehmung gemacht wurde, wir nun erzählen wollen.

*) Funfzehnhunderttausend Mann ließen sich zu Eroberung des Abendlandes einschreiben. Der große Khan nahm im Jahre 1240 nur den dritten Theil dieser Masse. S. Gibbon Eht. 12. Buch 64.

„Es hatten dieselben durch die Umstände ihr ursprüngliches Interesse verloren und waren nur noch in geschichtlicher Hinsicht von Werthe. In dieser Beziehung glaubte ein Franzose darüber mit dem Herzoge sprechen zu dürfen. Bei der ersten Unterhaltung wurde die Akquisition in Antrag gebracht. Man suchte auszuweichen, die Sache wurde verschoben; erst mußte man sie ja näher kennen, ehe man kaufen konnte; nichts war natürlicher. Jetzt berieth man sich — es trat ohne Zweifel ein eben so beleidigendes als ungerechtes Mißtrauen ein. Das Manuscript könnte wohl gar abgeschrieben werden; endlich ist man entschlossen, es auf eine kurze zur Durchsicht dieser Schriften hinreichende Zeit aus den Händen zu geben. Alle diese Verhandlungen finden im Oktober 1814 statt. Am 1. November erhält der Franzose ein Billet, das vom Anfange bis zu Ende von einer Hand geschrieben ist, die den Degen besser als die Feder zu führen wußte. Es lautet folgendermaßen: „Der Herzog von Wellington hat die Ehre, Herrn Alexander benachrichtigen zu lassen, daß er in England in Betreff des von ihm angebotenen Manuscripts angefragt habe, und ihm schreiben werde, sobald die Antwort eingegangen seyn wird.“

„Die größern Genies haben kein Gedächtniß; es vergehen drei Wochen, nach deren Verlaufe der Lord vergessen hat, was früher geschehen ist, was er gesagt, was er geschrieben hat und Herrn Alexander das Manuscript durch seinen Käufer mit folgendem Briefe zurückschickt: „Der Herzog von Wellington macht Herrn Alexander sein Kompliment. Er hat bis jetzt nicht Zeit gehabt, sich mit dem bewußten Buche zu beschäftigen und schickt es, nach dem Verlangen des Herrn Eigenthümers zurück, da er findet, daß es nicht werth ist, von der brittischen Regierung gekauft zu werden.“

Brittisches Gesandtschaftshotel den 4. Dezember 1814.

„Diese Franzosen sind schwer zu befriedigen! Hat doch einer es gewagt, sich Bemerkungen über dieses Benehmen des Herrn Lords zu erlauben und sogar behaupten wollen, daß er gegen das Bartgefühl verstoßen habe! Das wäre noch recht gut — aber er hatte sogar die Frechheit zu sagen, daß der Herr Lord sich selbst widersprochen hätte. Wenn er das Manuscript nicht gelesen hat, sprach er, so kann er nicht behaupten, daß es für England unbrauchbar sei, und wenn er es behauptet und dabei gedenkt, daß er es nicht gelesen habe, so gesteht er, daß er ohne Ueberlegung, ohne Kenntniß der Sache urtheile, das ist noch viel schlimmer, als wenn er, nach dem Lesen, das Gegentheil sagte!“ *)

*) Chronique Française, 1820. Page 94 bis 102.

§. 44. a

13. Mai 1816.

Wörterbuch der Wetterfahnen. Bd. 5. S. 33.

Es kamen damals zwei Werke heraus, die einen gemeinschaftlichen Ursprung zu haben und von einer und derselben Grundidee ausgegangen zu seyn schienen. Es war dies das Wörterbuch der Wetterfahnen und die Leichenpredigt Napoleons. In der letztern hatte der Verfasser, ein Mann von vielem Geiste, der zugleich sehr gut und auf sehr mannichfache Weise unterrichtet war, die mit den niedrigsten Schmeicheleien angefüllten Stellen aus den verschiedenen an Napoleon, den er nicht liebte, gerichteten Adressen und Reden ausgezogen, und dabei recht sorgsam die Namen der Schmeichler genannt, die er noch weniger schätzte. Das Späßhafte von der Sache war, diese Namen bereits unter denen zu finden, welche den nämlichen Weihrauch den Thronerben Napoleons eben so häufig gestreut hatten. Das Wörterbuch der Wetterfahnen enthielt einige Notizen und besondere Umstände von nurgedachten Personen und zeigte sie in ihrer so verschiedentlich veränderten Gestalt, jedoch stets dem Grundsatz treu, daß man der herrschenden Gewalt schmeicheln müsse. Es war dieses Buch gewissermaßen die Biographie des andern, aber weniger pikant, ob schon der Verfasser der Leichenpredigt auch nicht eine Zeile der eignen Meinung hinzugefügt hatte. Seine Arbeit bestand bloß darin, daß er andere reden und sagen ließ und die ausgezogenen Stellen aus vielen Schriften — vom heiligen Vater an, der Napoleon seinen vielgeliebten Sohn, *dilectissimum filium*, genannt hatte, bis auf Herrn F.... — mit einander verband. Diese Brochüre hat schon vier Ausgaben erlebt und wird sich halten.

Der Plan des Wörterbuchs war komisch, aber die Ausführung desselben verfehlt. Der erste Gedanke gehörte einem ungenannten armen Teufel an, den der Hunger nöthigte, den Grundstoff desselben an einen Buchhändler zu verkaufen. Dieser suchte nun, um einen Gewinn aus dem Handel zu ziehen, Pamphletschreiber zu werben und verband sich mit dem jetzt verstorbenen Proisy d'Eppe, der das Wörterbuch der Wetterfahnen ausarbeiten sollte. Da aber die Menge der Wetterfahnen ungleich größer war, als ihre nähere Bekanntschaft mit denselben, so nahmen sie Gehülfen, die, ohne etwas von einander zu wissen, Beiträge liefern mußten. Das mußten nun, wie man glauben sollte, Personen seyn, die nicht im Buche standen. Aber das Mittel, welches die beiden Unternehmer gewählt hatten, machte es möglich und sogar leicht, daß selbst die Mitar-

beiter mit hinein kommen konnten, ohne etwas davon zu merken. Theils kannten sie einander nicht, theils hüteten sie sich vor Mittheilungen und selbst vor dem Geständnisse der Theilnahme an der Bearbeitung des Werks und hieraus entstand denn so manche garstige Täuschung. Man erzählte sich unter andern damals, Herr Charrin habe den Artikel in Betreff eines Gelehrten bearbeitet, der mit dem über ihn beauftragt war. Er war sehr glücklich, nicht mit auf der Liste der Namen zu stehen, und weil er seiner Sache ganz gewiß zu seyn glaubte, so wettete er sogar darauf. Aber er verlor sein Spiel und sah mit Verdruss und Erstaunen, daß auch er in dem häßlichen Buche stehe. So ging es mehreren andern, und es ist hieraus wohl der Unterschied bei den drei Ausgaben des Wörterbuchs zu erklären, indem Artikel, die in der ersten und in der zweiten stehen, in der dritten verschwunden sind und dagegen andern Platz gemacht haben, so daß, wenn man das Werk vollständig besitzen wollte, man eigentlich alle drei Ausgaben kaufen müßte. Ich weiß nicht, welche davon nach St. Helena gelangt ist. Die Wirkung, welche das Lesen dieses Wörterbuchs bei Napoleon hervorbrachte, war keine andere als die, welche jeder andere empfand; man lachte anfangs darüber, aber es trat sehr bald der Ekel ein und am Ende ärgerte man sich über so viele Gemeinheiten.

§. 45.

Scheidung von Josephinen und Vermählung mit Marie Luise.

19. Mai 1816.

So groß auch Josephinens Schmerz über die Scheidung war, so unterwarf sie sich dennoch. Marie Luise zeigte vielen Widerwillen gegen sie. Bd. 5. S. 58.

Dieses Ereigniß wurde von einigen gelobt, von andern getadelt. Man hatte sich daran gewöhnt, Josephinens Loos für fest vereint mit dem Loose Napoleons zu halten und glaubte allgemein, daß die Erstere großen Einfluß auf das Schicksal des Zweiten gehabt habe. So wie die Scheidung Fund wurde, beschuldigte man Napoleon der Undankbarkeit und es fehlte nicht an Propheten, die für ihn nichts als Unglück vorhersagten. Hier ist die Note, welche er über diese Begebenheit diktirt hat.

„Die Scheidung der Kaiserin Josephine ist in ihrer Art einzig in der Geschichte. Die Verbindung beider Familien erlitt dadurch keine Veränderung. Sie war für beide Ehegatten ein gleich großes Opfer, das sie politischen Interessen brachten. Die Ehe wird

in Frankreich als eine bürgerliche Verhandlung und zugleich als ein kirchliches Sakrament betrachtet; um sie aufzulösen, bedarf es mithin der Dazwischenkunft der bürgerlichen und der kirchlichen Behörde. Die kompetente bürgerliche Behörde, um die Auflösung des Ehebandes auszusprechen, war der Senat und die beiden Ehegatten erklärten in einer Familienversammlung ihre desfallsige Zustimmung. Es hatte diese Feierlichkeit in den Prunkzimmern der Tuilerien statt und erregte große Theilnahme. Alle Anwesenden vergossen Thränen und nachdem die Genehmigung durch den Erzkanzler bestätigt worden war, wurde die Scheidung durch den Senat ausgesprochen. Die Kaiserin verließ die Tuilerien und verfügte sich nach Malmaison. Alles Geräthe in den Zimmern, welche Napoleon in diesem kleinen aber höchst lieblichen Lustschlosse bewohnte, blieb auf seinem Platze. Sie erhielt noch außerdem das Landgut Navarre und eine Domaine von zwei Millionen, welche sie größtentheils zu Aufmunterung der Künste und zu Unterstützung der Unglücklichen verwendete. Malmaison liegt drei Stunden von Paris und eine Stunde von Saint Cloud. Sie blieb immervährend dort und erhielt in einem Zeitraume von fünf Jahren drei oder vier Besuche von Napoleon. Der ganze Hof ging regelmäßig dahin und als die Allirten in Paris einrückten, statteten der Kaiser Franz, der Kaiser von Rußland und der König von Preußen daselbst ihre Besuche ab.

„Sobald die Entscheidung des Senats in Betreff der Nullität der bürgerlichen Ehe Napoleons erfolgt war, so stellte das geistliche Gericht zu Paris hierüber die nähern Erörterungen in Beziehung auf die katholische Kirche an und sprach dann ebenfalls die Auflösung des Ehebündnisses aus. Der römische Hof machte jetzt den Anspruch, darüber zu cognosciren; allein der französische Clerus erklärte, daß solches den Privilegien der gallikanischen Kirche entgegen sei, indem ein Landesherr in den Augen Gottes nur ein Mensch und mithin der Gerichtsbarkeit seines Kirchsprengels und seines Bischofs unterworfen wäre. Die erzbischöfliche Behörde zu Wien mußte die Frage näher untersuchen, ehe die Feier der Vermählung Napoleons mit einer österreichischen Erzherzogin statt finden konnte. Der Ausspruch des geistlichen Gerichts zu Paris wurde derselben mitgetheilt und sie trat ihm mittelst einer förmlichen Entscheidung bei.

„Die Scheidung Napoleons machte großen Lärm. Sein Thron, der am höchsten stehende von ganz Europa, war ein Gegenstand, wornach alle regierende Häuser strebten. Die Politik berufte drei Prinzessinnen zu demselben; eine russische, eine österreichische und eine sächsische.

„Man ließ sich mit Rußland in offene Unterhandlungen ein, und es waren schon in Erfurt dem Kaiser Alexander einige Worte darüber gesagt worden. Ein Brief des Grafen Narbonne an den Polizeiminister Fouché enthielt, daß ihm bei seiner Reise durch Wien verschiedene Insinuationen gemacht worden wären, woraus er schließen könne, daß eine Verbindung mit einer Erzherzogin, Oesterreich angenehm seyn würde. Napoleon konnte jedoch keinen direkten Schritt deshalb thun, so lange er die Gesinnungen des Kaisers Alexander noch nicht kannte. Er ließ den Fürsten Schwarzenberg, damaligen österreichischen Gesandten zu Paris, sondiren und die Unterhandlung hierüber wurde in der Art eingeleitet, daß der Gesandte verbindlich wurde, ohne daß Napoleon es war, im Fall die Vermählung mit der Schwester des Kaisers Alexander Schwierigkeiten finden sollte. Letztere zeigten sich in der That; es gab darüber eine Meinungsverschiedenheit in der russisch-kaiserlichen Familie, wenn es auch schien, als ob der Kaiser selbst dabei keinen Anstoß fände. Aber man verlangte, daß die Prinzessin, welche die Gemahlin Napoleons werden sollte, eine russische Kapelle in dem Innern der Tuilerien, daß sie ihre Popen, ihre Geistlichkeit und die freie Ausübung ihrer Religion hätte. Man unterhandelte desfalls und erwartete die Antwort hierüber von Petersburg, um dann einen Beschluß zu fassen. Diese Antwort traf ein. Man hatte sich sicher gestellt, daß der österreichische Gesandte, er mochte nun Instruktion dazu erhalten haben oder nicht, doch eine vollständige Zustimmung in Betreff der beabsichtigten Verbindung abgeben könnte, sobald es Zeit dazu seyn würde, und da der Fürst Schwarzenberg eben auf der Jagd war, so wurde ihm ein Courier nachgeschickt; er kam eiligst nach Paris zurück und erwartete nun den Ausgang der Sache.

„Der geheime Rath wurde zu einer außerordentlichen Sitzung auf den Nachmittag um 4 Uhr zusammen berufen, und nach Verlesung der von Petersburg eingegangenen Depeschen wurde die Frage in Ansehung der zu treffenden Wahl vorgelegt. Die Meinungen waren für eine sächsische Prinzessin, eine russische und eine österreichische getheilt. Die Mehrzahl erklärte sich jedoch für die letztere. Sie wurde durch die wichtige Betrachtung der Erhaltung des allgemeinen Friedens geleitet. Man bedenke, daß von allen Mächten Oesterreich diejenige war, welche am mehresten über Frankreichs Absichten in Ungewißheit seyn mußte. Es wurde vorstellig gemacht, daß die mit derselben in Frage kommende Verbindung alles finstre Gewölke zerstreuen, einen unwiderleglichen Grund zum Vertrauen hervorbringen und das Pfand eines festen Friedens werden würde. Diese Betrachtungen entschieden und verschafften der

Vermählung mit der Erzherzogin den Vorzug. Um 6 Uhr Abends beauftragte Napoleon den Prinzen Eugen, sich zu dem Fürsten von Schwarzenberg zu verfügen und ihm einen förmlichen Antrag zu überbringen. In dem nämlichen Augenblicke ertheilte er seinem Minister der auswärtigen Angelegenheiten Vollmacht, mit diesem Gesandten den Kontrakt zu der Vermählung mit der Erzherzogin Marie Luise, nach dem Muster des frühern zwischen Ludwig dem Sechszehnten und der Erzherzogin Marie Antoinette, zu unterzeichnen. Um 7 Uhr stattete der Prinz Eugen Bericht von seiner Sendung ab und noch am nämlichen Abende war der Kontrakt vollzogen. Prinz Neuschatel wurde nach Wien geschickt, um die Bitte in herkömmlicher Form zu wiederholen und der Erzherzog Karl, der hierzu ausdrückliche Vollmacht erhielt, ließ sich als Repräsentant Napoleons die Erzherzogin Marie Luise antrauen. Der Erzherzog, Großherzog von Würzburg, jetzt Großherzog von Toskana, repräsentierte bei dem Vermählungsfeste zu Paris den Kaiser von Oesterreich.

„Napoleon ging der Erzherzogin bis Compiègne entgegen. Die bürgerliche Verbindung wurde zu St. Cloud, die kirchliche in dem großen Saale des Museums gefeiert. Fünf oder sechs Kardinäle, welche der bürgerlichen Trauung in St. Cloud beigewohnt hatten, erklärten, daß sie der kirchlichen, aus Achtung für den heiligen Stuhl, der bei der Vermählung der Fürsten gehört werden müsse, nicht beizohnen könnten. Die französischen Bischöfe und die Mehrzahl der Kardinäle verwarfen jedoch diesen Anspruch mit Unwillen; der Papst selbst tadelte diese Kardinäle; sie wurden von Paris weg- gewiesen und die schwarzen Kardinäle genannt, weil ihnen vom heiligen Stuhle aus das Tragen der rothen Farbe auf einige Zeit untersagt war.

„Es wurden bei dieser Gelegenheit glänzende Feste gegeben. Der österreichische Gesandte Fürst Schwarzenberg veranstaltete eines im Namen seines Herrn *). Er ließ zu diesem Zwecke einen Tanzsaal im Garten seines Hotels erbauen. Die Draperien von Gaze fingen Feuer und in einem Augenblicke stand der ganze Saal in Flammen. Napoleon ging ganz langsam davon und hielt die Kaiserin am Arm. Der Fürst Schwarzenberg blieb unverrückt dersel-

*) Es war am 1. Juli 1810. Herr von M. nahm Napoleon zwischen seine Arme, um ihn aus dem Saale fortzubringen. Da er aber sah, wie unangenehm ihm das war, so ließ er ihn wieder los und ging nun langsam neben ihm her, langsamer vielleicht, als er gern wollte.

ben zur Seite. Sie fuhr nach Saint Cloud. Der Kaiser verweilte bis zum Morgen im Garten. Nichts vermochte die Gewalt des Brandes aufzuhalten. Mehrere Personen kamen dabei ums Leben. Die Fürstin Schwarzenberg, geborne von Aremberg, Schwägerin des Gesandten, war schon heraus aus dem Saale; aber in der Angst um eines ihrer Kinder, ging sie noch einmal hinein und erstickte, als sie sich durch eine Thüre nach dem Innern des Hotels retten wollte. Als es Tag war fand man die von den Flammen größtentheils verzehrten Ueberreste der Unglücklichen. Der russische Ambassadeur Fürst Kurakin, wurde schwer verwundet u. s. w. Dieser unselige Ausgang des von dem österreichischen Gesandten zu der Vermählungsfeier gegebenen Festes schien eine schlimme Vorbedeutung zu seyn. Der veränderten Politik Oesterreichs ist Napoleons Unglück vornehmlich zuzuschreiben, und obschon selbiger keineswegs abergläubisch genannt werden kann, so hatte er doch bei dieser Gelegenheit ein peinliches Vorgefühl.¹

§. 46.

31. Mai 1816.

Für England giebt es nur noch ein System — auf seine Konstitution zurückzukommen, das Militärsystem aufzugeben und sich nur durch seinen Einfluß auf dem Meere in die Angelegenheiten des Kontinents zu mischen. Bd. 5. S. 92.

Die Politik und die Konstitution Englands sind zwei, jedes für sich bestehende Dinge. Es braucht keineswegs zu der letztern zurückzukommen, da es selbige nie verlassen hat. Die erstere bleibt bei ihrem unwandelbaren Grundsatz, andern so viel Leides, als nur immer möglich, zuzufügen, wenn es nur dabei selbst in Sicherheit ist und wechselt bloß bei der Anwendung desselben, nach Maßgabe der Umstände. Seine politischen Prinzipien haben mit den Konstitutionellen gar nichts gemein. Die Konstitution besteht für sich allein, für das Beste der großen Inselfamilie, und da sie zu dem Gedeihen des Staates beiträgt, so muß man sich wohl hüten, sie bei einem andern Volke aufkommen zu lassen, muß hierbei unaufhörliche Hindernisse ins Geheim in den Weg legen, sobald große Betrachtungen es verhindern solches öffentlich zu thun. Um sich einen Begriff von der englischen Konstitution zu machen, müßte man sich eine zahlreiche blühende Familie denken, die solches durch ihre innere Verfassung und durch gewisse, nur ganz eigends und ausschließlich für sie vorhandene, die Liebe zu dieser Familie, den Haß jeder andern, so wie den Stolz und jedes Vorurtheil, das allen diesen Gefühlen noch höhere Kraft giebt, nährende Vorschriften

ten geworden ist. So ist es mit der englischen Konstitution. Man denke sich nun die Mitglieder dieser Familie mit Flinten bewaffnet und immerwährend auf der Lauer, um, sobald sie die Vorübergehenden ungestraft ausplündern können, auf selbige zu schießen, so hat man eine richtige Idee von ihrer Politik. In der ganzen civilisirten Welt soll nichts vorhanden seyn, was nicht England in irgend einer Art Gewinn brächte. Man muß für dasselbe arbeiten; die Bündnisse, welche es schließt, sind nur für den eignen Vortheil; so wie derselbe aufhört, werden die Allirten aufgeopfert und wie alte Feinde behandelt, die man vernichten muß, sobald nur einiger Gewinn daraus hervorgeht. Die Handelsverhältnisse empfinden dieses stillschweigend angenommene Prinzip, das man nie aus den Augen verliert. Von tausend Thatsachen nur eine gar merkwürdige, die ich darum wähle, weil sie nicht bekannt ist.

Herr Perron, ein reisender französischer Handelsmann hat ein Schiff nach China befrachtet und geht mit englischen Kaufleuten unter Segel. Sie landen an der unbewohnten Insel Amsterdam. Es ist eben die Zeit im Jahre, da die Meerkälber in großer Menge auf der Insel sich befinden. Man tödtet mehrere, um deren Pelzwerk zu bekommen. Herr Perron sieht, daß er eine einträgliche Spekulation machen kann. Er beschließt, sein Schiff nach China zu schicken, auf der Insel zu bleiben, dort Meerkälber zu schießen und ihre Häute zuzurichten, um sie dann zu verkaufen. Das Schiff soll längstens nach Verlauf von sechs Monaten zurück kommen. Er bleibt demnach mit zwei Unglücksgefährten auf der Insel, indessen seine Equipage und Ladung die Reise mit den Engländern fortsetzt. Der Handelsmann und seine beiden Gehülfen thun nichts, als daß sie auf Meerkälber Jagd machen und Hütten bauen, die ihnen zu Magazinen dienen. Lord Macartney landet sodann auf der Insel, um Wasser einzunehmen, wird von Herrn Perron sehr artig aufgenommen und behandelt, und, nach Mittheilung der gemachten Spekulation, ersucht, das Schiff sobald als möglich wieder zu schicken. Der Lord, welcher weiß, daß es zwischen Frankreich und England mißlich steht, sagt als ein verschwiegner Gesandter seinem Wirthe kein Wort davon und reist nach China ab. Es vergehen sechs, funfzehn, zwanzig Monate — Herr Perron sieht nichts kommen. Während sieben und zwanzig Monaten geht kein einziges Schiff an seinem Horizonte vorüber. Endlich, nach Ablauf dieser Zeit, erblickt er eines, bindet ein Tuch an eine Stange und schwingt es in der Luft, zum Zeichen der ihm nöthigen Hülfe. Das Schiff wird es gewahr, kommt näher und setzt, als es nahe am Lande ist, die Schaluppe aus. Herr Perron, der in seiner Ungeduld von dem Ufer hinüber, aber aus Unvorsichtigkeit zu kurz springt, fällt ins

Wasser, wird aber sogleich herausgezogen und befindet sich auf einem amerikanischen Schiffe. Er beschwört den Kapitain, seine Häute mitzunehmen, oder sie holen zu lassen. Aber dieser hat für Gujana geladen und soll dort eine andere Ladung für die vereinigten Staaten erhalten. Er macht Herrn Perron die Bemerkung, daß es ihm leicht werden würde, mit Kaufleuten über diese Häute einen Handel abzuschließen, und diese sie dann abholen lassen würden, nimmt nun die drei Verbannten auf und sobald sie nach *** kommen, zieht Herr Perron Erkundigungen über sein Schiff ein, erfährt aber, daß seine Reisegefährten sich desselben bemächtigt hätten. Man hatte Schiff und Ladung für gute Preise erklärt und es mithin, bloß nach dem Rechte des Stärkern und einzig nach Belieben derer, welche dieses Recht ausübten, schon vor erfolgter Kriegserklärung weggenommen. Er unterhandelt nun mit Kaufleuten über die Häute; es waren für 500000 Franken, die er dort liegen hatte. Im Augenblicke der Abreise sieht man ein Schiff im Hafen landen. Es sind die unglücklichen Häute, welche eben ankommen. Wenig Tage nach dem Fortgange des Herrn Perron war ein englisches Fahrzeug nach der Insel Amsterdam gekommen; man hatte die Hütten untersucht und sie ausgeleert. Wem gehörten die Häute? Dem, der sie zuerst in Beschlag nimmt. Schiff und Ladung war konfisziert worden, ehe der Krieg erklärt, die Meerkälber, als er zu Ende war. Da gilt immer dieselbe Logik. Der Eigenthümer führt nun schon seit langen Jahren Prozeß, um eine Entschädigung zu erhalten — die Sache ist bei der Admiralität anhängig.

Wenn man von den politischen Verhältnissen zu den gesellschaftlichen übergeht, so verdient der Engländer alles Lob. Er muß sehr von den Engländern im Ganzen unterschieden werden, ist dann isolirt und in einer ganz andern Sphäre.

§. 47.

1. Juni 1816.

Bei der Rückkehr aus Italien ging Napoleon inkognito durch ganz Frankreich, und obschon er dreißig bis vierzig Millionen den öffentlichen Kassen Frankreichs und noch außerdem mehrere hundert Millionen in Meisterwerken der Kunst dem Lande eingebracht hatte, so besaß er selbst doch kaum hunderttausend Thaler. Das Institut hatte ihn zum Mitglied der mechanischen Klasse ernannt; das war das Kostüm, welches er annahm. Bd. 5. S. 139.

Die Geringsfügigkeit der Summen, welche der Ueberwinder Italiens für sich behalten hatte, ist allerdings merkwürdig und die Verwunderung darüber steigt, wenn man seine Mäßigung mit dem Verhalten der andern Generale vergleicht. Die Beweise dieser Be-

scheidenheit gehen aus der Verwendung seiner Mittel hervor; nämlich aus dem Ankauf eines sehr gewöhnlichen auf der Straße Chanteraine gelegenen Hauses und von Malmaison, das er von Herrn le Couteulx an sich brachte.

Diese Enthaltbarkeit in einem Verhältnisse, wobei es ihm so leicht gewesen wäre, sich zu bereichern, macht die Gleichgültigkeit, womit er in der Folge das ungeheure Vermögen mehrerer seiner Offiziere ansah und die Straßlosigkeit worinnen er sie ließ, um so unerklärlicher.

Was das Kostüm des Instituts betrifft, das er bei den Festen, die man ihm gab, und bei den Dinern trug, so war dies wohl eine besondere Feinheit von ihm, dazu dasjenige zu wählen, das am wenigsten auffiel. Die Direktorialregierung, welche durch Bonaparte gesiegt hatte, fürchtete nicht ohne Grund, daß dieser General sie vernichten werde und mußte wegen ihres Verhaltens gegen ihn in großer Verlegenheit seyn. Es war gefährlich, die Aufmerksamkeit der Menge auf ihn zu ziehen und eben so gefährlich, ihn zu vernachlässigen, ihn nicht zu belohnen. Dankbarkeit und Undank schienen mit gleich wichtigen Nachtheilen zu drohen. Man ergriff die Parthei, welche man für die klügste hielt, nämlich die Siege durch Nationalfeste zu feiern und dem, der sie ersochten hatte, eine prunkvolle Audienz zu geben, in welcher er von Talleyrand, dem Minister der auswärtigen Verhältnisse, eingeführt wurde, auf welchen man sich wegen dessen, was gesagt und was mit Stillschweigen übergangen werden mußte, verlassen konnte; wie er denn auch wirklich dieses Vertrauen des Direktoriums vollkommen rechtfertigte.

Bonaparte errieth die ganze Sache und begegnete allem durch das bescheidne Kleid des Instituts, dem er sagen konnte: Ach, mein Kleid, wie viel habe ich dir zu verdanken! Er fühlte sehr gut, daß er nichts dabei verlieren könne, wenn er die Sorge, ihm das Kostüm des Sieges anzulegen, der Einbildungskraft der Zuschauer überließe. Sie überhäufte ihn mit Lorbeeren und mit Siegerkronen und das Vermessen alles dessen, was an seine schönen Feldzüge in Italien erinnern konnte, brachte diese eben vor die geistigen Augen und die nämliche Wirkung hervor, welche vormals die Abwesenheit des Cassius und des Brutus erzeugte — praefulgebant eo ipso quod non videbantur.

1. Juni 1816.

Eine berühmte Frau fragte ihn, welches in seinen Augen die größte Frau unter den Lebendigen und Todten in der Welt sei? — Die, welche die meisten Kinder gehabt hat, antwortete er.

Wd. 5. S. 140.

Diese Antwort Napoleons war allgemein bekannt, aber über die Person, der er sie gegeben haben sollte, bleiben die Meinungen verschieden. Sie wäre noch treffender gewesen, wenn Frau von Stael kein Kind gehabt hätte. Er erhielt selbst eine der nämlichen Art, die ganz vortrefflich und gewiß für die, welche so glücklich war, selbige zu ertheilen, nicht ohne Nutzen war. Es geschah dies bei dem Ball, den die Stadt bei Gelegenheit der Vermählung Napoleons mit der Erzherzogin Marie Luise gab. Man hatte Herrn Cardon, einen reichen Negozianten, als einen Mann genannt, der schnell zu einem großen Vermögen gelangt sei und die Mittel zu einer freiwilligen oder gezwungenen Anleihe besitze. Napoleon durchstreicht die zahlreiche und sehr lange Reihe von Damen, welche den Ball durch ihre Jugend, ihre Schönheit, oder auch durch die Eleganz und die Pracht ihres Anzugs schmücken. Jetzt bleibt er vor Madame C.... stehen, die noch recht schön ist, obschon sie viele Kinder gehabt hat und läßt sich ihren Namen angeben. So wie er denselben vernimmt, sagt er ihr, man wolle behaupten, daß sie sehr reich sei. „Ja, Sire, antwortete sie, ich habe zehn Kinder.“ Napoleon lächelt und geht weiter.

Was er zu Frau von Stael sagte, war vielleicht der Anfang zu den Feindseligkeiten zwischen beiden Personen. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß die berühmte Fragerin ein, wenn auch nur indirektes Kompliment, irgend eine Anspielung auf das Genie, auf das Talent einer Frau, die in der gelehrten Welt nicht unbekannt war, erwartete. Sie hatte dazu ein wohl begründetes Recht. Statt dessen verweist sie Napoleon sofort in ihre Wirthschaft unter eine Heerde von Kindern! Man hat seitdem gesagt, sie hätte erwidern sollen, daß ein so großer Menschenverbraucher, wie Napoleon, eine solche Antwort geben müsse. Diese Replik würde zehn oder zwölf Jahre später recht gut gewesen seyn, wäre aber zu der Zeit der Siege in Italien als unpassend erschienen, weil Bonaparte eine ungleich minder zahlreiche Armee als die Oesterreicher, hiernächst aber auch damals auf das Ausheben der Truppen keinen Einfluß hatte.

1. Juni 1816.

Ich bin sieben Jahre Lieutenant gewesen, und wie Sie sehen, kann man demungeachtet vorwärts kommen. Bd. 6. S. 7.

Napoleon gab diese Antwort öfterer, wenn ein Offizier sich über allzulangsame Beförderung beklagte, was immer bewies, daß die sieben Jahre als Lieutenant ihm noch auf der Seele lagen. Auch der General Rapp erhielt solche bei einer ähnlichen Gelegenheit, war aber glücklich genug so zu erwidern, daß er sein Spiel gewann.

„Eines Tages, so erzählt er selbst, bat ich ihn, zwei Offiziere zu befördern. „Ich will das nicht mehr, sagte er zu mir, der gottlose Berchier ist mir dabei schon zu weit gegangen.“ Jetzt wendet er sich zu Lauriston. „Nicht wahr, Lauriston, zu unsrer Zeit ging das nicht so geschwind? Ich bin eine schöne Reihe von Jahren Lieutenant gewesen!“ — Das ist wohl möglich, Stre, aber Sie haben nachher die verlorne Zeit ganz gut eingebracht. Er lachte herzlich über meine Entgegnung und bewilligte mir, was ich gebeten hatte.“ *)

2. Juni 1816.

Herr de la Bonillerte befand sich mit zehn und mehrern Millionen, welche Napoleon angehört, in Orleans, und schaffte sie nach Paris, anstatt dieselben nach Fontainebleau zu bringen. Bd. 6. S. 9.

Man muß diese unvollständig erzählte Thatsache berichtigen. Die Gelder, welche bei dem Vorrücken der Allirten in Sicherheit gebracht und daher von Paris fortgeschafft werden mußten, waren beträchtlich und noch größeren Gefahren ausgesetzt, sobald sie für das persönliche Eigenthum Napoleons, als wenn sie für einen Theil des Staatsschatzes galten, da die Allirten erklärten, daß sie nur die Feinde des Kaisers wären. Inzwischen möchte es auch keine große politische Aekerei seyn, wenn man glaubte, daß sie diese Gelder, sobald sie sich ihrer bemächtigt hätten, ohne bedeutende Gewissensbisse und ohne Unruhe über die Rechte und Titel des Eigenthümers, für gute Preise erklärt haben würden. Sie haben späterhin bewiesen, daß dergleichen Skrupel sie nicht plagten, und daß sie weder die Invasion noch den Rückzug auf eigne Kosten machen wollten. Aber sie wußten nichts von diesen Geldern und ihre Sachen

*) Memoires du Général Rapp, pag. 140.

standen auch noch nicht sicher genug, um sich derselben bemächtigen zu können. Dem allen sei wie ihm wolle; Herr von T...., der so gescheut gewesen war, die Kaiserin, die Minister und die Großwürdenträger fortzuschicken, sich selbst aber von dieser Maßregel abzunehmen, wußte sehr gut, daß die ihrem Ende sich nahende Regierung, bei der Veränderung ihres Aufenthalts, hatte Gelder fortschaffen lassen. Die provisorische Commission wurde daher sofort hiervon unterrichtet und schickte sogleich einen Commissarius mit einer respectablen Eskorte nach Orleans. Herr de la Bouillerie übergab alsbald den Schatz, oder trennte sich nicht von demselben, ich weiß das nicht zu sagen. Einige Minuten später erschien eine Reklamation Napoleons, der, nach erlangter Nachricht, wo man seine Gelder hingeschafft habe, von Fontainebleau nach Orleans sendete, um sie in Empfang zu nehmen, aber man kam zu spät, und was das Uebel unheilbar machte, er war schon nicht mehr der Stärkere. Die Gelder gingen nach Paris zurück. Herr de la Bouillerie stand, bei dem Verdienste sie ihrem Eigenthümer zurück zu geben, wenn sie wirklich einen solchen hatten, oder sie der neuen Regierung auszuliefern, keine Wahl mehr frei, denn er handelte nicht mehr nach eigenem Ermessen.

Unter diesen Umständen erscheinen die Vorwürfe, die ihm gemacht worden, als ungegründet, selbst wenn man voraussetzen wollte, daß das Loos dieser Gelder mit seinen Wünschen übereingekommen sei, denn er hatte keinen Willen bei der Sache.

§. 51.

6. Juni 1816:

Chambure's Freicompagnie. Bd. 6. S. 18.

In den Memoiren des Generals Rapp *) findet man sehr interessante Nachrichten über den Heldenmuth dieses Capitains. Man nannte seine außerlesene Truppe die verlornen Kinder, weil sie sich den augenscheinlichsten Gefahren ohne Zögern aussetzten. Unter steter Anführung Chambure's benutzten sie bald die dicke Finsterniß der Nacht, um in einem Dorfe bei Danzig den ungleich stärkern Feind zu überrumpeln und daraus zu vertreiben; bald drangen sie in die Laufgräben der Belagerer ein und warfen dieselben; bald nahmen sie eine von den Russen besetzte Schanze weg u. s. w. Der sonderbare Prozeß, den man ihm machte, weil er zwei eng-

*) S. 330 der ersten Lieferung der Memoires des Contemporains. 1823. bei Gebrüder Woffange.

lische Offiziere ausgeplündert haben sollte, die er im Gegentheil gerettet und gegen Ausplünderung geschützt hatte, und seine gegen das ausdrückliche Zeugniß, gegen die Erklärung ihrer Dankbarkeit erfolgte Verurtheilung, beweist die Blindheit des Partheigistes und was die Leidenschaft vermag, wenn sie ihre Ungerechtigkeit unter dem Stempel des unbilligsten und hirnlossten Ausspruches ausübt. Chambure verlangte die Revision des Prozesses, sobald diese Leidenschaften einigermaßen zum Schweigen gebracht waren. Da der General Rapp den 29. März nach Straßburg geschickt wurde und Napoleon bei seiner Rückkehr nur zweimal gesehen hat, so fand er keine Zeit ihm diesen Kapitain vorzustellen. Man will sogar wissen, daß ihn Napoleon gar nicht gekannt und Chambure im Jahre 1815 seine Freicompagnie zu Bekämpfung der Allirten aus eigener Bewegung errichtet habe.

§. 52.

7. Juni 1816.

Der Kaiser äußerte, wie er sich überzeugt habe, daß viele Personen seiner Umgebung und seines Hofes zum größten Theile an die Albernheiten glaubten, die man auf seine Kosten ausgesprengt habe — daß sie sogar so weit gingen, daran zu zweifeln, ob auch die ganz schrecklichen Dinge, womit man sein Andenken beschimpfe, durchaus erlogen seyn möchten — daß er einen Panzer trage, daß er am Fatalismus hänge, daß er die Epilepsie habe, Michégrü auf seinen Befehl erwürgt worden sei u. s. w. Bd. 6. S. 19.

Wir haben schon bei anderer Gelegenheit von dem gegen Napoleon in der Mitte seines Hofes, selbst von den Seinen, von Menschen, die er mit Wohlthaten überhäuft hatte, angenommenen Verläumdungssysteme gesprochen. Bei der Stellung der Personen, welche solches beobachteten, war es wohl etwas ganz Unbegreifliches. Wenn sie Napoleon verloren, so blieb ihnen gar nichts mehr übrig und sie handelten mithin ganz gegen ihr eignes Interesse. Ihr Verhalten war dabei sehr inkonsequent, indem sie durch Herabsetzung dessen, dem sie dienten, sich selbst herabsetzten, besonders da sie zu diesem Dienste keineswegs gezwungen waren und jedem frei stand, einen Hof zu verlassen, wo bei jeder Erledigung einer Stelle sich tausend Ehrgeizige zu deren Erlangung meldeten.

Der Grund eines so sonderbaren Benehmens kann nur in der beleidigten Eigenliebe gefunden werden. Napoleon schuf dadurch, daß er sich zum Kaiser machte, eine ungeheure Kluft zwischen sich und seiner nähern Umgebung. Er fühlte, daß man von ihm mehr als von andern für den Thron erzogner Fürsten fordern werde. Die letztern nimmt man bei ihrem Zuvorkommen und wenn sie sich

gütig zeigen, nicht so streng beim Worte. Napoleon aber mußte dies besorgen, er, der bei seiner Herkunft so viele Ebenbürtige hatte. Er schloß sich also ein, war an seinem Hofe nicht sehr zugänglich, blieb es gleichwohl für sein Heer, da er die Vertraulichkeit des Kriegers mehr als die des Höflings liebte. Weil man ihn selten sah, so schloß man, daß er sich verberge und dann weiter, daß er irgend einen Grund habe, dies zu thun. Daher kam eben dies Gerücht von seinen epileptischen Zufällen, das sich vom Hofe in die Stadt und aus der Stadt in die Provinz verbreitete. Ich habe einen Militair gekannt, der Napoleon sehr ergeben war und gleichwohl steif und fest daran glaubte, daß derselbe an dieser schrecklichen Krankheit leide. Es wäre immer nur ein Unglück und kein Verbrechen gewesen, aber man mußte doch wissen, ob er wirklich mit einem solchen Uebel behaftet sei. Der Militair, von dem ich spreche, war Page gewesen und glaubte, daß Napoleon die Epilepsie habe. Seine Beweise bestanden anfangs in der Allgemeinheit des Gerüchts, was aber nichts beweisen konnte, weil es ja eben darauf ankam, dieses Gerücht näher zu untersuchen und dessen Grund aufzufinden. Er erinnerte sich eines besondern Umstandes, wovon er beinahe selbst Zeuge gewesen war. Auf die Bitte, sich näher zu erklären und etwas Genaueres anzugeben, erzählte er, daß, als er im Schlosse gewohnt habe, man einst plötzlich die Thüre des Zimmers oder Cabinets von Napoleon zugemacht habe, und wie er nun nach der Ursache gefragt hätte, sei ihm ganz geheimnißvoll und als ob dabei etwas zu verschweigen wäre, geantwortet worden; endlich aber habe ein Kammerherr, den er gut kenne, ihm ganz deutlich gesagt, daß es wohl wegen des Uebels, womit er geplagt sei, geschehen seyn möchte. Da ich die Wahrheit gern enthüllen wollte, so beredete ich den ehemaligen Pagen, mit mir zu jenem Kammerherrn, den ich ebenfalls kannte, zu gehen, besonders weil ich wußte, daß er oftmals bei den Soiréen in den Tuileries Zutritt gehabt hatte und dann und wann zu Missionen gebraucht worden war, welche eine Art von Vertrauen voraussetzen ließen. Wir begaben uns also zu ihm. Der Page erinnerte ihn an den Vorfall, von welchem er mit mir gesprochen hatte. Der Exkammerherr besann sich darauf und sagte zu ihm: „Wenn ich Sie am folgenden Tage wiedergesehen hätte, so würde ich Ihnen haben sagen können, warum die Thüren des Zimmers so schnell zugemacht wurden. Es geschah, weil man die mit Ungeduld erwarteten Depechen aus Rußland, in Betreff des Projekts der Vermählung einer Schwester des Kaisers Alexander mit Napoleon lesen wollte. Ich erfuhr es noch am Abend und ob ich gleich seitdem so manche Gelegenheit gefunden habe, zu erforschen, ob das, was ich glaubte, eben so wahr sei, wie

so viele andere Dinge, so habe ich doch nie etwas der Art entdeckt und bin daher von meiner Meinung abgegangen."

Es wäre ungleich wichtiger, Napoleon von andern Beschuldigungen zu reinigen. Die Verläumdung drückt sich ganz einfach und deutlich aus und findet stets Menschen, welche geneigt sind, ihr ohne Beweis Glauben zu schenken. Nur wenn von etwas Gutem Rede ist, fordert man Beweise und zwar recht viele. Um eine Verläumdung zu widerlegen, möchte man lieber gleich ein ganzes Buch schreiben. Hat Pichegru sich selbst gehangen, oder wurde er mit Gewalt auf Napoleons Befehl erwürgt? Wie hat man es wissen können? Die Werkzeuge dieser angeblich an ihm verübten Gewalt hätten ein Interesse haben müssen, die Sache zu verheimlichen, sie hätten sehr verschwiegen seyn müssen. Wir können nichts thun, als die früher schon gemachte Bemerkung wiederholen, daß man seit 1814 wohl Zeit genug gehabt hätte, die Beweise der Napoleon schuld gegebenen Verbrechen bekannt zu machen und diese Beweise doch bis jetzt vergebens erwartet werden.

§. 53.

8. Juni 1816.

Der Kaiser äußerte, er besorge, daß er nicht als ein Undächtiger enden werde und sage das mit Bedauern — sein Unglaube entspringe aus der Stärke seiner Vernunft. Bd. 6. S. 21.

Dieses Gespräch Napoleons ist sehr merkwürdig. Er beklagt, zu wenig Religion zu haben, zeigt, von welchem Nutzen sie ihm auf seinem Felsen seyn, welchen Trost ihm ein religiöser Sinn gewähren würde, wie großen Nachtheil die Priester der Religion zufügen, wenn ihre Moral mit ihren Handlungen nicht übereinstimmt. Wenn man dieses Kapitel und den Schluß desselben liest, so glaubt man, daß das Ende dieses Mannes doch von der Art seyn könne, wie er es sich wünscht. „Er ließ das Evangelium herbeiholen, las ununterbrochen bis zu der Bergrede des Heilandes und sagte dann, er sei hingerissen, ganz entzückt von der Reinheit und erhabnen Schönheit dieser Moral.“ (Ebendasselbst S. 22.)

Durch die Erzählung alles dessen wird das Befremden über das Schauspiel, Napoleon mit religiösen Gefühlen sterben zu sehen, sehr vermindert. Nichts ist bei alle dem gewisser. Niemand von denen, die ihm gefolgt waren, hat es geläugnet und wir müssen in diesem Schweigen ein Zeichen der Achtung für das Andenken eines Mannes erkennen, der für gewisse Menschen zwar ein Gegenstand des Hasses, für niemand aber ein lächerlicher seyn kann, zugleich aber

auch darinnen einen Beweis der Rücksichten finden, welche die andern schönen Geister verdienen und erhalten, wenn sie als starke Geister bei vollkommener Gesundheit sich brüsten, recht heroisch sterben zu wollen.

§. 54.

Das Direktorium — Newbell — Moulin.

9. Juni 1816.

Newbell hatte bei den Berathungen fast immer großen Einfluß, hing sehr von Vorurtheilen ab. Noch ist die Frage ungelöst, ob er sich während des Direktoriums bereichert habe, oder nicht. Bd. 6. S. 25.

Napoleon spricht von diesem Direktor auf eine Weise, die allerdings wegen ihrer Mäßigung merkwürdig ist, da er persönlich nicht eben Ursache hatte, mit ihm zufrieden zu seyn. Er hatte mit ihm im Direktorio eine sehr lebhafteste Diskussion über gewisse Maßregeln, die durch Truppen genommen und unterstützt werden sollten. Bonaparte war General en Chef, mithin ein Mann, der eine gewisse Autorität hatte und der einem Direktor leicht einiges Mißtrauen einflößen konnte. Er wurde nach und nach immer heftiger und drohete, seinen Abschied zu nehmen. Newbell, der eigentlich nicht viel Geduld hatte, ließ ihn reden, ohne ihn zu unterbrechen, streckte aber immer den Arm vor sich hin und hielt dabei eine Feder in der Hand. Als der General geendet hatte, reichte ihm Newbell die Feder und sagte mit seinem deutschen Accente: „Da, Bürger-General! unterschreiben Sie, unterschreiben Sie Ihr Abschiedsgesuch; die Nation ist noch nicht so unglücklich, daß sie nicht Generale finden könnte, die eben so gute Republikaner sind wie Sie.“ Der General hütete sich aber, ihn beim Worte zu nehmen.

Was die Geldverschwendung betrifft, die man Newbell wie den mehresten andern Direktoren Schuld giebt, so scheint es, als ob er deshalb keinen Vorwurf verdiene, und die hierüber von Napoleon aufgeworfene Frage zu seinen Gunsten gelöst worden sei; wenigstens erkennt man diese Gunst in der Meinung, welche ein sehr rechtlicher und unbestechlicher Mann, der mit Newbell in vertraulichen Verhältnissen lebte, von ihm hegte. Herr Cadet de Vaux erzählt nämlich eine Menge von Zügen, welche des alten Advokaten von Colmar strenge Rechtschaffenheit darthun.

Die Reihenfolge der Direktoren unter sich, das heißt der fünf Männer, denen das Schicksal von Frankreich anvertraut war und die mithin wohl aus der Zahl derer gewählt werden mußten, welche den besten Ruf, die größten Talente und die vorzüglichsten Eigenschaften besaßen, bleibt etwas höchst merkwürdiges. Der Consequenz nach

hätte man stets von dem anerkannten auf den noch anerkannten fortgehen sollen, aber es kam dabei ganz anders. Moulin folgte auf Carnot und jedermann mußte sonach glauben, daß man von dem Bekannten zu dem Unbekannten übergehen wolle.

Darf ich mir wohl erlauben, einen Zug zu erwähnen, der wohl geeignet ist, einen Begriff von der Erziehung zu geben, die dieser brave Bürger gehabt hatte und der Höflichkeit, die er bei den öffentlichen Audienzen bewies? — Die Sache läßt sich freilich nicht gut erzählen und gleichwohl gewährt sie ein Bild von den Sitten und dem Tone der damaligen Zeit. Ich ersuche daher meine zartfühlenden Leser, sogleich zu einem andern Artikel weiter zu gehen.

Madame Rou.... erscheint eines Tages in der Audienz des Direktor Moulin mit einer Bittschrift, worinnen sie darum ansucht, einen ihrer Freunde, der auf der Emigrantenliste stehe, unter Surveillance zu setzen. Der Gegenstand des Gesuchs war am Rande angegeben und der Direktor liest ihn. Bei dem Worte Emigrirter ruft er aus: Emigrirte! sch.... auf die Emigranten! und wirft dabei mit größter Heftigkeit das Papier nach ihr. Madame R.... erfaßt es, verneigt sich tief und sagt zu Moulin: Bürger-Direktor, Sie sprechen wie mein H.... Nach diesen Worten geht sie ganz gravitatisch ab, läßt den vornehmen Mann ohne Zweifel in großer Verwunderung über ihre Antwort und das Publikum erstaunt über das kurze Gespräch. Doch muß man zu Moulins Lobe sagen, daß er Madame R...., welche uns die Geschichte mitgetheilt hat, nichts zu Leide thun ließ.

§. 55.

9. Juni 1816.

Carnot bewies stets einen großen moralischen Muth. Bd. 6. S. 26.

Carnot ist vielleicht einer der Menschen, die man am übelsten beurtheilt hat, die man am übelsten beurtheilen mußte und deren Beispiel wohl dazu dienen könnte, die Liebe zur Pflichterfüllung zu mindern. Er wurde oft zum Besten gehabt und glaubte an die Tugend derer, die ihn zum Besten hatten.

Carnots Charakter verdient studirt zu werden. Wir wollen das recht unparteiisch thun, unbeforgt, ob wir vielen Menschen dabei gefallen möchten. *)

*) Wunderbar, daß der Verfasser den Königs-mord vergißt, oder zu vergessen sich das Ansehen giebt — ein Verbrechen, bei dem alles Lob verschwinden muß.

Es giebt eine gewisse Klasse von Menschen, welche ändern gar nicht ähnlich sind, sich auch einander selbst nicht einmal gleichen und die man Sonderlinge nennen könnte. Sie haben in ihrem Benehmen gewisse angenommene Grundsätze, von denen sie nie abweichen, die keine Ausnahme zulassen und hiernächst, in der Gesellschaft, ausgesprochene Begriffe, wenn man sie so nennen darf, auf welche sie alles was sie sehen, hören und wahrnehmen, zu beziehen pflegen. Wenn sie schon bisweilen ganz verkehrt urtheilen, so handeln sie doch dabei vollkommen ehrlich. Sie könnten auf die rechtlichste Weise ein Verbrechen begehen, ohne zu ahnen, daß es ein Verbrechen sei. Man findet sie immer auf demselben Wege. Sie gehen ihren Gang vor sich hin, ohne, wie es scheint, rechts oder links zu sehen und sich im geringsten von der geraden Linie abbringen zu lassen, wenn es auch ihr Interesse oder ihre Sicherheit fordern sollte. Unter diesen Sonderlingen giebt es etliche, die viele Gelehrsamkeit und überhaupt große Fähigkeiten besitzen, von rechtschaffnem Sinn, aufrichtigem Gemüthe und erhabner Denkart sind, und wenn sie nicht an jenen selbst geschaffnen Grundsätzen hingen, nicht dadurch ohne alle Nachgiebigkeit, nicht Lieblingsmeinungen und dem Vorurtheil ausgesetzt wären, nicht alles über einen Leisten schlagen, wohl geeignet seyn müßten, an der Spitze der Staatsangelegenheiten zu stehen.

Zu dieser Klasse und zwar dem ehrenwerthesten Theile rechne ich Carnot, der außer jenen Eigenschaften noch andre seltene Tugenden, Gutmüthigkeit, eine große Sitteneinfalt und sehr viel Liebenswürdiges in dem vertraulichen Umgange mit ihm besaß. Wer hätte wohl in der Zeit, da sein bloßer Name schon ein Schrecken war, geahnet, daß er recht niedliche Verse und Gedichte mache.

Hartnäckigkeit und Festigkeit des Charakters sind zwei sehr verschiedene Dinge, so oft man sie auch verwechselt. Carnot, der gegen das lebenslängliche Konsulat, gegen die Verwandlung des ehrgeizigen Konsuls in einen Kaiser stimmt und hierbei seine Gründe ohne Furcht ausspricht, dieser Carnot zeigt Festigkeit, die öffentliche Achtung folgt dem in Ungnade Gefallnen und wird sein Lohn. Aber in dem Verhalten, wovon ich eben sprechen will, liegt nur Hartnäckigkeit, welche beweist, daß er die Menschen wenig kannte und sie schlecht beurtheilte, weil er annahm, daß sie nach Grundsätzen handelten.

Ein Zug aus dem wenig bekannten Leben Carnots macht seinem Scharfsinne, der damals durch den Instinkt der Selbsterhaltung aufgeregt seyn mußte, wenig Ehre, wird aber zu einem sichern Belege der Meinung, die ich mit über ihn gebildet habe.

Das Ereigniß fällt in die Zeit vor seiner Ausstoßung aus dem Direktorio. Es bedurfte keiner großen Klugheit, um sich recht bald zu überzeugen, daß in Hinsicht auf Intrigue mit Carnot nichts anzufangen war. Weil nun die Ränkefister mit ihm nicht gemeinschaftliche Sache machen konnten, so wollten sie ihn auch nicht als Gegner dulden und eilten daher, die Maßregel der Proscription, welche sie zu Ausführung ihres Komplots beabsichtigten, auch auf ihn auszudehnen. Er wurde zu mehrermalen gewarnt, achrete es aber nicht, weil es ihm unmöglich schien, daß die Konstitution so sehr verletzt werden könne, und noch dazu von denen verletzt werden könne, welche die Pflicht hatten, sie aufrecht zu erhalten. Als man nun sah, wie sorglos er sei, wendete man sich an den Mann, der als sein näherer Freund dessen besonderes Vertrauen besaß. Man gab demselben Beweise, die wegen des Vorhabens, Carnot zu verhaften, keinen Zweifel übrig ließen, brachte es dahin, daß selbiger jene gegründeten Besorgnisse theilte und alles, was nur in seinen Kräften stand, anzuwenden versprach, um den Direktor klar sehen zu lassen. Man konnte um so sicherer auf ihn rechnen, da sein Loos von dem Schicksale Carnots abhing. Er hielt Wort, doch sollte man es wohl glauben, daß Carnot bei jedem Beweise nichts antwortete, als: Aber die Konstitution! es ist ja unmöglich. Er begriff durchaus nicht, daß die Menschen, welche jene Konstitution beschworen hatten und für deren Erhaltung sorgen sollten, die Absicht haben könnten, sie zu brechen. Unter ihrer Neglide hielt er sich für unverwundbar. Herr *** war in Verzweiflung über diese Antwort und wußte nicht, zu welchem Heiligen er seine Zuflucht nehmen solle. Man gab ihm Nachricht von dem Tage und der Stunde, wenn Carnot arretirt werden solle. Da er Direktor ist, so muß ein General die dazu beorderte Mannschaft kommandiren, denn man will nicht gegen die Honneurs verstoßen, die seinem Range zukommen. Der Name des Generals, die Namen der Offiziere, welche den Befehl vollziehen sollen, die Stärke der Mannschaft, alles ist genau angegeben und wird Carnot gehörig hinterbracht. Unglücklicherweise ist der kommandirende Offizier einer seiner nähern Bekannten, der für ihn besondere Verbindlichkeiten hat. Dieser Umstand vermehrt die Ungläubigkeit Carnots, der weder an Undank noch an Eidesbruch glauben mag. Man hatte die Stunde gewählt, in der Carnot gewöhnlich zu Hause war. Er wohnte gleich seinen Kollegen im Palaste Luxemburg. Jeder hatte zum eignen Gebrauch einen mit der Wohnung in Verbindung stehenden Garten, aus welchem man durch eine kleine Thüre in den öffentlichen gelangen konnte. Die Augenblicke werden kostbar; in einer Stunde soll die Rote erscheinen. Herr *** bestürmt ihn noch

maß; er bittet als um eine besondere Günst, als ein Zeichen des Wohlwollens und der Freundschaft, daß der Direktor sich außer seiner Wohnung in einem Behältnisse aufhalten solle, wo er, ohne gesehen zu seyn, die Gendarmen vor seiner Thüre erblicken kann. Bloß aus Nachgiebigkeit bewilligt Carnot die erbetne Gnade und erröthet über seine Schwäche. Mit dem größten Verdruß thut er, was man von ihm verlangt und schließt sich eine Viertelstunde vor dem entscheidenden Momente mit seinem Sekretair ein, giebt aber dabel sein Wort, daß er fünf Minuten später wieder in seine Wohnung zurückgehen werde. Allein man ersparte ihm diese Mühe. Zu der angegebenen Stunde sieht er, wie das Detachement, das ihn verhaften soll, anrückt und sich vor seiner Thüre aufstellt. Jetzt kann er an der Verletzung der Konstitution nicht mehr zweifeln, er will durch die Thüre seines kleinen Gartens flüchten, aber er hat den Schlüssel nicht bei sich, es hängt derselbe an seinem Kamin. Sein Sekretair verläßt ihn auf einen Augenblick, um den Schlüssel zu holen und nimmt ihn weg, indessen man das Haus des Direktors durchsucht und überbringt ihn glücklich Carnot eilt durch den kleinen ihm gehörenden, dann durch den Garten von Luxemburg und rettet sich noch auf diese Weise.

Er erfuhr sonach auf seine Kosten, und allerdings überzeugender als durch alle andre Beweise, daß es möglich sei Eide zu brechen. Allein er war von einer so gediegenen Rechtlichkeit, daß er stets an die Aufrichtigkeit derer glaubte, die sie leisteten und diese für unfähig hielt meineidig zu werden.

Die Wahl, welche Napoleon bei seiner Rückkehr traf, in Folge deren Carnot das Portefeuille als Minister des Innern anvertraut wurde, schien eine Bürgschaft zu seyn, weil dieser neue Minister die Eroberungen verabscheute und stets nur die Unabhängigkeit seines Vaterlands gewollt hatte; aber diese Bürgschaft blieb auch die einzige. Napoleon hatte ihm sein Ehrenwort gegeben, daß er nie die Grenzen überschreiten, nie wieder einen andern als den Vertheidigungskrieg führen wolle. Carnot sprach oft von diesem Versprechen, hielt es für aufrichtig und sagte, er werde der erste seyn, die Fahne der Empörung gegen Napoleon zu ergreifen, wenn er jemals seine Truppen wieder über den Rhein gehen ließe. Die Thatsache, welche wir (S. 32.) erzählt haben, konnte ihm allerdings schon Zweifel einflößen, aber er gab vielleicht, bei jener untergeschobenen Schrift, Napoleons beiden Konseils die Schuld.

Wer hätte wohl während der hundert Tage nicht die beiden mit seinem famösen Memoire angefüllten Karren, an welchem auf

jeder Seite der Titel desselben angeschrieben war, in Paris herumfahren sehen. Carnot, der selbst als Minister oft zu Fuß ging, sah sie gewiß auch zu mehreren Malen; aber da dieses Memoire ihm nicht mehr angehörte, weil er es an seinen Buchhändler überlassen hatte, so erblickte er darinnen nichts als das Recht des Lehrern, mit seinem Eigenthume frei zu schalten und setzte sich darüber weg, wie anstößig dieses Umherkarriolen und das laute Geschrei über das Memoire des jetzigen Herrn Ministers Carnot sei. Er war weit entfernt nur zu ahnen, daß dies ein Streich sei, den ihm Herr Fouché spiele, damit er in der allgemeinen Achtung verlieren solle. Fouché fürchtete ihn, wie ein Schurke einen ehrlichen Mann, wie ein Lügner die Wahrheit fürchtet. Dieses kleinliche Mittel, das ganz zu den kleinlichen Ansichten des Herrn Polizeiministers paßte, brachte allerdings auf die große Anzahl kleinlicher Seelen die erwünschte Wirkung hervor. Viele Leute glaubten, es sei nicht anders möglich, Carnot müsse Theil an diesem Verkaufe haben, da es ihm als Minister nicht an den Mitteln fehlte, ihn zu verhindern, wenn er anders nicht selbst wollte, daß er auf diese Weise statt fände. Sie sahen nicht, daß es nur seine große Ehrfurcht vor dem Rechte des Eigenthums war, die ihn so handeln ließ. Diese Begriffe sind nun einmal nicht von dieser Welt, ich weiß es wohl und man macht sich lächerlich, sie laut zu äußern. Nur ihre Seltenheit kann dabei zur Entschuldigung dienen.

Carnot wurde von Fouché, als er im Juni 1815 die provisorische Regierung leitete, vollkommen hinter's Licht geführt; aber er war nicht der Einzige, den der alte Kartetschenschleifer von Lyon so behandelte.

Während er Mitglied jener Regierung war, ließ er sich bei dem Ministerio des Innern durch seinen Bruder Herrn E. Feulin ersehen. Er blieb dabei fast ganz unbemerkt. Aber sein Glaube war so groß, daß er sich wirklich für den Minister hielt, und um es sich selbst zu beweisen, während der neun Tage, als so lange sein Ministeramt dauerte, an jedem Morgen einen Gedankenzettel für den angefangenen Tag machte, nach Anleitung des lateinischen Sprüchwortes: Dies incepta pro finita habeatur. So lebte er von einem Tage zu dem andern, jedoch immer nicht ganz ohne Sorge wegen des folgenden. Von allen Handlungen seines Ministerii ist das Zirkular Nummer 59 das merkwürdigste: Sehen Sie für gewiß an, daß die Regierung hierdurch ihr Daseyn beweisen will." Wir sehen für gewiß an, wir, sage ich, daß Herr Feulin durch diesen Brief sein Daseyn beweisen wollte.

Wir kommen zurück zu seinem Bruder; dieser lebt zu Magdeburg im Genuße derjenigen Achtung, welche man dem Verdienste schuldig ist, da das wahre Verdienst jedem Lande angehört. Er lebt daselbst so einfach wie in seinem Vaterlande, als er dessen Minister war *).

§. 56.

9. Juni 1816.

Mugereau hatte sich für die Ansichten des Moments sehr ausgesprochen.

Wb. 6. S. 30.

Mugereau war ein Republikaner bis zu dem Augenblicke, da ihn Napoleon zum Marschall von Frankreich, zum Herzog und großen Herrn ernannte. Die Liebe zur Gleichheit kann nun einmal dergleichen Argumenten nicht widerstehen! Inzwischen brachte die Macht der Gewohnheit und seine Erziehung es mit sich, daß dieser General bei seiner Erhebung Sitten beibehielt, welche mit seinem Range kontrastirten. Im Verhältnisse mit seinen Untergebenen wollte er nichts mehr von Gleichheit hören, aber im Umgange mit Napoleon hätte er sie gern beibehalten; dieser fragte aber nichts darnach.

Wir wollen nun sehen, wie er sich in der kritischen Periode gegen seinen Wohltäter zu jener Zeit benahm, als letzterer ein sicheres Urtheil über diejenigen fällen konnte, die ihm ihr Glück zu verdanken hatten.

Alles trägt zu der Vermuthung bei, daß man gegen das Ende des Jahres 1813 Mugereau's Treue schon erschüttert hatte. Es sind dies allerdings Dinge, die man nie so recht gewiß, oder doch nur erst dann erfährt, wenn der Verrath völlig begangen ist. Aber die Bedingungen, den Vertrag selbst, überhaupt alles, was der Sache vorangeht, bedeckt die Schaam mit einem möglichst dichten Schleier. Keiner kommt damit hervor — der Käufer nicht, weil er glaubt, daß er angeführt seyn, daß er zu viel bezahlt haben möchte, und der Verkäufer eben so wenig; er fühlt, daß die Ehre kein Handelsartikel sei.

Mugereau war Gouverneur von Lyon, als die Allirten in Frankreich einrückten, befolgte aber weder seine Instruktionen noch die Befehle, die er von Napoleon erhielt, obschon dieser noch das Recht hatte, ihm Befehle zu ertheilen. Es scheint, als würde letzterer

*) Wir haben, während des Abdrucks dieses Artikels, Carnots Tod in Erfahrung gebracht; er erfolgte zu Magdeburg in den ersten Tagen des August, im Jahre 1823.

aus seiner Verlegenheit gezogen worden seyn, wenn jener gehorcht hätte *). Nun entsteht freilich die Frage, war seine Unthätigkeit, welche unter den damaligen Umständen zu einer wahren Desertion wurde, die Folge einer Unzufriedenheit mit Napoleon, oder des Wunsches, das Leben in Ruhe zu genießen, oder von Anträgen, die ihm bereits gemacht worden waren, oder aller dieser Bewegungsgründe zugleich? — Es wird dies wohl noch dereinst an den Tag kommen. Augereau war nichts als brav und in seinem Charakter eine gewisse Offenheit, die sich nicht wohl mit Verrätherei verträgt. Napoleons Sturz konnte ihm keinen Vortheil bringen. Er hatte keine Ahnen und weit entfernt, mehr haben zu wollen, als er schon besaß, mußte er besorgen, mit Geringschätzung behandelt zu werden und wohl fühlen, daß ihm so mancherlei Gefahr drohe. Allein da er weder Kopf noch Kenntniß hatte, sein Kriegsmetier ausgenommen, so war weit zu sehen nicht sein Fehler. Man erzählt jedoch einige Züge der Dankbarkeit von ihm, welche ihm Ehre machen. Er brachte es bei Napoleon dahin, daß die Familie von L..., welche kümmerlich zu Neapel lebte, zurückkehren durfte. Aber die Dankbarkeit gegen den, der ihn zum Marschall von Frankreich erhob, erscheint eben nicht im glänzendsten Lichte. Ein Augenzeuge erzählt von seiner Zusammenkunft mit Napoleon, als dieser, begleitet von den Commissarien der allirten Mächte, nach der Insel Elba abging, folgendes. Sobald der neue Herr jener Insel den Marschall bemerkte, ging er auf ihn zu. Augereau tritt immerfort zurück, den Kopf, wie er dies in der Gewohnheit hatte, auf die Schulter legend, blickt dabei seinen Wohlthäter mit einem Gesichte an, auf welchem der Unwille und die Verlegenheit zu lesen ist und sagt: Ich bedaure Dich. Napoleon wendet sich zu den Commissarien. „Nun sehn Sie, spricht er, gestern war ich von ihm benedict und heute bedauert er mich!“ — Dabei geht er immer näher auf Augereau zu, der seinerseits einen Schritt nach dem andern zurückweicht und stellt ihm in den gemäßigtesten Ausdrücken das Vergehen vor, dessen er sich dadurch schuldig gemacht habe, daß er seine Truppen nicht die von ihm anbefohlene Bewegung machen ließ, wodurch er ohne Zweifel gerettet worden wäre. Er setzt dies alles genau auseinander, beweist die Wahrheit seiner Behauptung und die Commissarien sind erstaunt darüber. Jetzt wird er immer lebhafter und entwickelt alle die Pläne, welche er für diesen kurzen aber glänzenden Feldzug entworfen hatte und die doch nur durch seine Lage im Augenblicke erzeugt und gleichsam von demselben eingegeben waren. Bei jedem hatte er auf Augereau's Mitwirkung,

*) Fain hat es in seinem Manuscript von 1814 bewiesen.

dessen Unthätigkeit ihm unerklärlich blieb, gerechnet, und nun zeigt er am Schlusse, daß wenn dieser seine Schuldigkeit gethan hätte, der Krieg einen ganz andern Ausgang gehabt haben müßte. Der arme Augereau wiederholt bei jeder kurzen Unterbrechung sein: ich bedaure Dich! und äußert sonach ein Gefühl, das er selbst in diesem Moment einflößte. Napoleon faßt dann seine Bemerkungen und die Fehler des Feindes zusammen und endet mit einigen Worten, die alle, welche ihm zuhörten, von der Höhe ihrer Bewunderung herniederrissen. „Wenn dieser General, sprach er, indem er sich zu den Commissarien wandte, seine Schuldigkeit gethan hätte, so würde ich Sie bis hinter die Weichsel zurückgejagt haben.“ Hätte er anstatt der Weichsel den Rhein genannt, so würde die Wirkung, welche er hervorgebracht hatte, nichts von ihrer Kraft verloren haben. Man hätte glauben können, es sei seine Absicht gewesen, innerhalb der Grenzen Frankreichs zu bleiben und den Eroberungen zu entsagen; aber die Weichsel vernichtete das ganze Blendwerk. Augereau bleibt dagegen immerfort bei seiner Phrase, bis Napoleon ihn an die italienischen Feldzüge erinnert und ihn mit weicher Stimme fragt: „Hast Du denn Deinem alten Kameraden sonst gar nichts zu sagen?“ Jetzt wirft er sich in seine Arme und vergießt einige Thränen.

Ich weiß nicht, warum Napoleon so viel daran lag, diesen General in ein ehrenvolleres Verhältniß zurückzubringen. War es vielleicht, um den Fremden die Macht zu zeigen, die er über seine alten Waffengefährten hatte? Oder dachte er schon an die Möglichkeit seiner Rückkehr und wollte vielleicht, in dieser Voraussetzung, Augereau nicht gegen sich haben? Was dieser Vermuthung einiges Gewicht giebt, ist das, was er zu Sankt Helena dem Verfasser des Tagebuchs sagte: „Ich wollte bei meiner Rückkehr niemand etwas vorzuwerfen haben.“ *)

§. 57.

10. Juni 1816.

Ueber die englische Diplomatie. Bd. 6. S. 34.

Wir haben (§. 46.) von der englischen Politik gesprochen, welche darinnen besteht, so viel Böses als möglich zuzufügen, wenn nur irgend ein Nutzen daraus hervorgeht. Diese konstitutionelle Regierung, worauf die Engländer so stolz sind und welche doch dem bekannten Walpole, der alle Parlementsgeheimnisse abgeschafft hatte,

*) Bd. 4. S. 28.

zu seinen antikonstitutionellen Absichten so förderlich war, scheint allen Partisanen der unumschränkten Gewalt ein wahres Schrecken zu seyn, indessen dieselbe in geschickten Händen ein ganz untrügliches Mittel zu deren Ausübung ist. Walpole zeigte, wie man sich hierbei benehmen müsse und sein Beispiel wird nicht ohne Nachahmer bleiben. Es wäre ja Unrecht, zu verlangen, daß man von den Lehren der Erfahrung keinen Gewinn ziehen solle. Walpole erkaufte die Mehrheit der Stimmen und diese bewilligte die verlangten Summen, damit sie noch einmal bezahlt werden könne. Darinnen lag sein ganzes Geheimniß. Diese Taktik sollte auch auf den Krieg angewendet werden. Wenn man einem Generale einige Millionen unter der Bedingung schenkt, daß er seine Armee lähmen und den Festungen befehlen muß, sich zu ergeben, so erspart man das Pulver für die Kanonen und was noch mehr ist, Menschenleben. Bei der Berechnung, was die Treue dieses Generals, das heißt, was Schlachten, was Verpflegung der Verwundeten, was Requisitionen gekostet haben würden, wird man gewiß finden, daß der Handel vorthellhaft gewesen ist. Man wird vielleicht die Ehre vorschützen. Die Ehre ist schon recht gut, aber doch ist der Einwurf lächerlich in jetziger Zeit, da der Handel so außerordentliche Fortschritte gemacht hat, daß Alles ihm zugehört, Alles gekauft und verkauft wird, besonders in England, wo man noch kürzlich von einem Ehemanne seine Frau zu Markte bringen sah, um sie zu verkaufen.

§. 58.

17. Juni 1816.

Militärische Eintheilung der Nation; Bildung von drei Bannern der Nationalgarden in Frankreich; Widerspruch des Staatsraths.
Bd. 6. S. 83.

Der Verfasser macht die Bemerkung, daß wenn dies Projekt zu Stande gekommen wäre, so würden bei der Invasion von 1814 mehr als zwei Millionen Menschen in ihre verschiedenen Klassen wohl bewaffnet eingestellt worden seyn. Diese Bemerkung ist ganz richtig, aber er bedenkt nicht, daß ein solcher Plan in einem Lande, wo die Regierung schon ein Heer von 500000 Mann auf den Beinen hat, die sich auf fremden Boden befinden, nicht zulässig seyn kann. Es giebt dabei sich widersprechende Sätze, welche sich nie vereinen werden. Man kann nicht zu gleicher Zeit Eroberungen machen und nicht aus dem Lande gehen — in andere Reiche eindringen und zu Hause bleiben. Nur eines davon kann man thun. Napoleon schien seine Wahl hierbei getroffen zu haben, ein Kriegsheld, ein Eroberer seyn zu wollen. Nun war es zwar recht gut,

an Unglück zu denken und sich Mittel für den Nothfall zu sichern, aber er mußte auch zugleich auf die Möglichkeit der Sache sehen und nicht jene Nothhülfe schon im Voraus erschöpfen. Und wenn man auch die Aufstellung einer so großen Anzahl regelmäßiger Truppen kein Erschöpfen nennen konnte, so wurde sie doch zu der Verwendung eines Theils jener Mittel. Die Nation militairisch zu klassificiren, hieß aus ihr eine Reservearmee bilden und ihr Beforgnisse geben, weil die Erfahrung lehrte, daß die Reservearmeen plötzlich zu Eroberungsheeren und zu Armeen erster Linie wurden, wie denn im Jahre 1800 eine solche Reservearmee von Dijon bis nach Marengo laufen und nach einem, mit unglaublichen Hindernissen verbundenen Zuge über die Alpen, das Schicksal Italiens in einer Schlacht entscheiden mußte.

Eine Nation, welche einen fruchtbaren Boden baut, läßt sich nicht leicht militairisch klassificiren, und wenn man es thut, so wird dieses Schutzmittel, die Nothwendigkeit ein stehendes Heer zu haben, keineswegs ausschließen. Will man nicht geschlagen und aufgerieben seyn, so darf man nicht eine Taktik, darf nicht Waffen gebrauchen, welche denen des Feindes nicht gleich kommen. Die übrigen Mächte hätten am Ende ihre Völker auch klassisch geordnet und ebenfalls ihre Heere beibehalten und Europa würde bald das Schauspiel eines stehenden Lagers dargeboten haben. Adieu dann du schöne Freiheit! Nichts ist ihr mehr nachtheilig als eine militairische Regierung, zu deren Aufrechthaltung ein leidender, knechtischer Gehorsam ganz unerläßlich ist.

Die Abneigung des Staatsraths ist sonach leicht zu begreifen und Herr Malouet drückte das allgemeine Gefühl sehr richtig aus, als er Napoleon antwortete, daß man befürchte, es möchte die militairische Classification, unter dem Vorwande der Vertheidigung im Innern, den Plan verbergen, die Armee zu verstärken und einen Theil der Massen nach dem Auslande zu führen.

Zu Ende des Jahres 1792 und in den darauf folgenden Jahren wäre eine militairische Eintheilung der Nation möglich und selbst leicht ausführbar gewesen. Man war mit einer Invasion bedroht, dachte nur an Vertheidigung, nur an Sicherung der Grenzen, hatte nicht den entferntesten Gedanken solche zu überschreiten und den Krieg weiter zu verpflanzen. Das ganze französische Volk war aufgereg, unruhig, bewegt und befand sich gleichsam in einem fieberhaften, konvulsivischen Zustande. Und selbst damals mußte man dem Feinde regelmäßige Truppen entgegenstellen.

§. 59.

17. Juni 1816.

Wie geht es zu, sagte Napoleon im Staatsrath, daß Sie, meine Herren, die Sie mich so gut kennen, mich so unbekannt bleiben lassen?

Wd. 6. C. 84.

Er hätte sogar hinzufügen können: daß Sie, wie man sieht, selbst dazu beitragen, übel von mir denken zu lassen; denn es scheint aus andern Stellen des Tagebuchs hervorzugehen, daß die für Napoleon ungünstigen Gerüchte zum Theil aus seinem Staatsrathe kamen.

Napoleon wußte und ahnete, was man von ihm glauben und sagen könne. Ich finde hiervon den Beweis in einem Zuge, den ein unverdächtiger Mann einem Manne erzählte, der wenigstens nicht zu der Zahl seiner Schmeichler gehörte, selbst damals nicht, als der Glanz unserer Siege dies zu gestatten schien und eine große Dosis von Lob wohl verdient war, oder es doch zu seyn schien; — ich meine Herrn Bellard.

Er befand sich eines Tages bei dem Kaiser; entweder hatte dieser ihn rufen lassen, um mit seinen Kenntnissen bei der Discussion über das Civilgesetzbuch zu Rathe zu seyn, oder er war aus freiem Antriebe gekommen. Es ist vorauszusetzen, daß das Gespräch sich nur entspann, wenn Napoleon es erlaubte, daß er selbst den Gegenstand angab, worüber es geführt werden sollte und daß er ihm die beliebige Richtung gab! Die Freiheit der Geister durfte nicht zu groß seyn. An den Höfen pflegt ihre Macht nie zu glänzen und man hat dort schon vom Glück zu sagen, wenn man sich nur mit guter Art aus der Sache ziehen kann. Sei dem wie ihm wolle; an dem fraglichen Tage drückte Napoleon das Verlangen aus, zu wissen, was man wohl nach seinem Tode von ihm sagen werde? Die Heuchelei hatte jetzt eine schöne Gelegenheit, ihren Weihrauch dampfen zu lassen. Man benutzte sie bestens, sprach von Ruhm und Lorbeeren, von Triumphen und den Posaunen der Fama, von der Unsterblichkeit und ich weiß nicht wovon noch sonst. Die Vergötterung, mit allen den Gemeinplätzen, die so selten ihre Wirkung verfehlen, kam in allen Antworten vor. Man nahm den Helden des Alterthums ihre Kränze, um einen für Napoleon daraus zu flechten. Alexander und Cäsar schwanden in die Dunkelheit. Napoleon ließ den Strom seines Preises rauschen, ohne zu verrathen, ob er zufrieden damit sei oder nicht. Dann trat er vor und sprach: „Nichts von dem allen. Narrenspoffen! Sie habens nicht getroffen. Ich will Ihnen sagen, wie man sprechen wird, wenn ich nicht

mehr seyn werde.“ Er bog jetzt den Körper vorwärts, nahm die Stellung eines Menschen an, der eben eine für seine Schultern zu schwere Last abladet und ruft Ah! indem er seiner Stimme den Ton gab, der diesen Ausruf recht kräftig machen sollte. Ah! wiederholte er nochmals. Sehen Sie, so wird man es machen. — England, Stre! erwiderte auf einmal der Fürst Benevent. Und so hatte man es England und vor allem dem gewandten Manne zu danken, der es hier so geschickt anzubringen wußte, daß die Gesellschaft aus der Verlegenheit war. Der Preis wegen aller Lobsprüche wurde dem zuerkannt, der vorher ganz geschwiegen, und als man nicht mehr an das Loben dachte, nur dies eine Wort ausgesprochen hatte. Schwerlich wird er in irgend einem andern Verhältnisse seines Lebens einen größern Nutzen von England gezogen haben.

§. 60.

17. Juni 1816.

Herr von F. beugte sich vor dem Ungewitter, ging aber nichts desto weniger den alten beliebten Gang. Dieser Großmeister der Universität hatte sich berühmt, er habe die Absichten Napoleons entseilt und gehindert. Bd. 6. S. 86.

Napoleon sagte mehrmals, wenn von Personen die Rede war, die er erhoben hatte, und die seinen Erwartungen nicht entsprachen: er ist einer von meinen Irrthümern. Herr von F. war ein merkwürdiger Irrthum. Da er aber die Gabe zu loben in sehr hohem Grade besaß, da er von allen Schmeichlern Napoleons ohne Zweifel der beredteste, der geschickteste und derjenige war, welcher die größte Ergebenheit heuchelte, so ist nicht zu verwundern, daß er den Gegenstand dieser Ergebenheit hinter's Licht führte. Man urtheile von diesem Manne nach folgendem Zuge. Herr Esmenard, der einen sehr schlechten Ruf (jedoch nicht von Seiten des Talents) hatte, gesellte sich den Kandidaten zu, welche sich um eine erledigte Stelle im Institute bewarben. Der Polizeiminister, dem er attachirt war, wünschte seine Ernennung und man hörte bald, daß seine Wahl dem Kaiser angenehm seyn würde. Herr E. hatte Herrn von F. eine blutige Beleidigung zugesügt. Ersterer bedurfte die Stimme des Zweiten, deren Einfluß auf dessen Collegen sehr bedeutend war und mithin mehrere Stimmen nach sich zog. Herr *** ein Mitglied des Instituts, hatte jedoch von jener Herrn F. zugesügten Beleidigung gehört und ging, um die Wahrheit zu erfahren, zu ihm. Er hielt deshalb Nachfrage, erklärte, daß wenn die Sache gegründet sei, Herr E. seine Stimme nicht bekommen würde und Herr F. antwortete hierauf: „Alles was ich Ihnen sagen kann, ist, daß ich ihm die meinige geben werde.“

Man hat in einigen von Herrn F. gehaltenen Reden schöne Wendungen, gewisse edle Gedanken wahrgenommen. Er verdankt das seinem Freunde Herrn von E...., der ihm alle zu schmeichelhafte Reden und alle Ausdrücke wegstreichen ließ, die eine gar zu niedrige Heuchelei athmeten.

§. 61.

Krieg gegen Rußland — unglücklicher Rückzug. Bb. 6. S. 89.

Der General Rapp war einer von denen, (und man darf glauben, daß er doch wohl nicht der einzige gewesen ist) welche Napoleon die Wahrheit nie verbargen; er hatte aber vielleicht allein das Verdienst, nicht bloß die Gelegenheit hlerzu zu erwarten, sondern selbige sogar herbei zu rufen. Er wurde zu mehrerenmalen über den Krieg gegen Rußland befragt und antwortete jederzeit, daß man den Plan, solchen zu unternehmen, aufgeben möchte. Es wäre von großem Werthe, die Ursachen jenes Krieges zu kennen, in welchem das Glück Napoleon anzudeuten schien, daß es müde sei, seine Gunst an ihn zu verschwenden und daß sein Loos sich wenden werde. Wenn er durch falsche Berichte getäuscht wurde, so sprach doch der General Rapp mit der lobenswertheften Freimüthigkeit die Wahrheit aus: „Man fragte mich oft, so erzählt er, über die moralische Lage Deutschlands. Ich schilderte sie, wie sie war, niedergedrückt, ruhmirt, aufs Aeußerste gebracht. Ich bezeichnete jene geheimen Gesellschaften, in welchen die ganze Nation sich aufnehmen ließ, wo der Haß die Rache vorbereitete, wo die Verzweiflung sich vereinte und ihre Kräfte berechnete. Allein Napoleon fand diese Vereine lächerlich. Er kannte die Deutschen wenig, traute ihnen weder Kraft noch Energie zu und erfuhr zu spät, wessen sie fähig waren. So wollte man auch oft von mir wissen, was in Rußland vorgehe, welche Bewandniß es mit der Armee habe, die sich bei Wilna zusammen zog. Man verlangte meine Meinung über die Frage, was diese Nation, so wie auch was Deutschland thun würde, im Fall eine Unternehmung jenseits des Niemen übel ausfiele, oder gänzlich scheitern sollte. Ich antwortete Wort für Wort (schwerlich wird man an eine Prophezeiung glauben, die leider! so richtig eingetroffen ist): Wenn Ew. Majestät ein Unglück haben sollten, so können Sie versichert seyn, daß Russen und Deutsche sich in Masse erheben würden, um ihr Joch abzuschütteln; es würde ein wahrer Kreuzzug werden. Der König von Baiern, auf den Sie so sehr rechnen, würde sich sogar der Koalition anschließen. Ich nehme niemand aus, als den König von Sachsen. Dieser möchte Ihnen vielleicht treu bleiben; aber seine Unterthanen würden ihn zwingen, auch gemeinschaftliche Sache mit Ihren Feinden zu machen.“

Die Art, wie die Frage gestellt wurde, ist merkwürdig. Man nahm dabei die Möglichkeit, nicht bloß eines Verlustes, sondern einer gänzlichen Niederlage an. Es scheint, daß man eine Art von Vorgefühl hatte und Napoleon anfang, an seinem Glücke zu zweifeln. Er war mit jenem Berichte nicht zufrieden und blieb lange verdrießlich. Inzwischen hatte er zu Danzig eine Privatunterredung mit Rapp, wovon dieser folgendermaßen Kunde giebt: Er that mancherlei Fragen über den Festungsdienst an mich. Sobald er aber angezogen war und sein Kammerdiener hinaus ging, sprach er: „Nun Herr General Rapp, die Preußen sind, wie Sie sehen, unsre Allirten, die Oesterreicher werden es nächstens auch seyn.“ — Leider, Sire! fügen wir als Allirte viel Böses zu; ich erhalte von allen Seiten Klagen über unsre Truppen. — „Das ist ein Strom, welcher schnell vorüber geht. Ich werde sehen, ob Alexander den Krieg wirklich will, und ihn vermeiden, wenn ich es kann.“ — Des Abends hatte ich die Ehre, mit Napoleon, dem Könige von Neapel und dem Fürsten von Neuchâtel zu speisen. Napoleon schwieg lange; auf einmal fragte er mich: „Wie weit ist es von Danzig bis nach Cadix?“ — Zu weit, Sire! — „O ich verstehe Sie, Herr General! und doch werden wir in einigen Monaten noch viel weiter davon seyn.“ — Desto schlimmer. — Der König von Neapel und der Fürst von Neuchâtel sagten kein Wort. „Ich sehe wohl, meine Herren, erwiederte Napoleon, Sie haben keine Lust mehr Krieg zu führen. Der König von Neapel will sein schönes Land nicht verlassen, Berthier möchte lieber zu Gros-Bois auf die Jagd gehen und Rapp sein kostbares Hotel in Paris bewohnen.“ — Ich wills gestehen, Sire! Ew. Majestät haben mich nicht verzogen; bis jetzt kenne ich die Freuden der Hauptstadt noch sehr wenig. — Murat und Berthier sprachen fortan auch nicht eine Sylbe und sahen ganz betroffen aus. Nach der Tafel äußerten sie mir, ich hätte wohl daran gethan, Napoleon das zu sagen. „Recht gut, antwortete ich, aber Sie hätten mich nicht sollen so ganz allein sprechen lassen.“

Einige Tage nachher setzte Napoleon, im Gespräche mit Murat, den Generalen Belliard und Flahaud, seine Pläne auseinander. „Wenn Alexander, so sprach er, darauf besteht, die Verträge, welche wir geschlossen haben, nicht zu erfüllen, wenn er auf meine letzten Vorschläge nicht eingeht, so setze ich über den Niemen, schlage ihn, nehme Ruffisch-Polen weg, vereinige es mit dem Großherzogthume, bilde davon ein Königreich und lasse 50000 Mann daselbst, welche das Land ernähren muß. Die Einwohner wünschen wieder eine Nation zu seyn; sie sind kriegerisch, werden zusammen halten und bald ein zahlreiches, krieggewohntes Heer aufbringen.

Es fehlt den Polen an Waffen; ich werde sie ihnen geben; sie werden die Russen zügeln und eine kräftige Vormauer gegen die Einbrüche der Kosaken seyn." Die Vorschläge, von denen der Kaiser sprach, wurden nicht angenommen. Die Russen beschwerten sich über unsere Streitkräfte, unsere kommerziellen Maßregeln und verlangten, daß wir Deutschland räumen sollten.

Bei allem wahren Enthusiasmus der Polen, die mit Entzücken die Möglichkeit ihrer Befreiung, ihrer Rückkehr zur Unabhängigkeit, das Wiedererwachen ihres Vaterlandes erkannten; bei der unglaublichen Thätigkeit Napoleons, der überall war, alles zugleich umfaßte, die Bewegungen der Truppen, die Verwaltungsangelegenheiten, die Vorsichts- und Sicherheitsmaßregeln, theilte der General Rapp doch keineswegs die allgemeinen Hoffnungen. „Die geschlagenen Russen zogen sich zurück und steckten dabei die von ihnen verlassenen Städte und Dörfer in Brand. Vor allem drangen die Feuerströme aus den Kirchen hervor. Die hohen Dome, die Thürmspitzen und die Menge kleiner Thürmchen, welche über die brennenden Ortschaften emporragten, trugen das ihrige zu den Gefühlen bei, die besonders auf dem Schlachtfelde sich dem Herzen oft unerklärlich gestalten. So drangen wir bis nach Smolensk vor. Es lag zur Hälfte in der Asche und war mit dichten Haufen von Leichnamen und Vermundeten, welche die Flammen schon erreichten, angefüllt. Ein gräßlicher Anblick! — Welch ein Gesolge hat doch der Ruhm!" —

Das russische Heer wird verfolgt und würde ohne die Fehler, welche Junot beging, vernichtet worden seyn. Napoleon sagte bei dieser Gelegenheit zu Rapp: „Er ist Schuld, daß die Russen das Gewehr nicht gestreckt haben, und wird mich vielleicht hindern, nach Moskau zu gehen!" — Ew. Majestät sprachen von Moskau; die Armee erwartet ein solches Unternehmen nicht. — „Der Wein ist einmal eingeschenkt, man muß ihn trinken. Ich habe eben gute Nachrichten erhalten."

Einige Tage später schlafen Rapp und Napoleon unter einem Zelte — es ist die Nacht vor der Schlacht und Letzterer sagt zu seinem Adjutanten: „Nun, Rapp, glaubst Du, daß wir heute gute Geschäfte machen werden?" — Daran ist nicht zu zweifeln, Sire! wir haben ja alle unsre Mittel erschöpft, sind ja gezwungen zu siegen. — Die Fortuna ist eine feile Meze; ich habe es oft gesagt und fange an es zu erfahren. — Ew. Majestät erinnern Sich, daß Sie mir äußerten, der Wein sei eingeschenkt, man müsse ihn austrinken. Das ist jetzt mehr als je der Fall, zum Umkehren

wäre es zu spät. Uebrigens kennt die Armee ihre Lage, sie weiß, daß sie nur erst in Moskau Lebensmittel finden kann und bis dahin nicht mehr als 30 Stunden sind. — „Diese arme Armee! Sie ist sehr zusammen geschmolzen, aber der Rest ist gut; meine Gardes sind noch im besten Stande.“

Die Schlacht wurde geschlagen, gewonnen, kostete viel und es zeigte sich nun ein lockender Köder, dem man nicht widerstehen konnte — der Besitz von Moskau. Bald wird die Stadt durch Ansteckung zu einem Aschenhaufen. Die Russen glaubten, als sie das Feuer anlegten, ganz gewiß, der Feind werde sich sogleich zurückziehen. Aber es war anders; dieses unerklärliche Bleiben, das so unglückliche Folgen hatte, ist einer von den ganz unbegreiflichen Fehlern, für welche man noch vergebens eine Entschuldigung sucht.

Kapp erhielt in dieser Schlacht vier Wunden. Die vierte, in Allem die zwei und zwanzigste, setzte ihn für den Augenblick außer Dienstfähigkeit. Napoleon schickte ihm seinen Wundarzt und besuchte ihn selbst. „Du kommst doch immer daran!“ sprach er zu ihm.

Sobald Moskau zerstört war, hatte man keinen Vortheil mehr davon, die Ruinen zu behalten. Alle Welt glaubte, man müsse es verlassen, aber über das, was zu thun sei, waren die Meinungen sehr verschieden. Eugen behauptete, man müsse auf Petersburg losgehen. Mehreres noch wurde in Vorschlag gebracht. Nur derjenige, welcher die Frage allein entscheiden konnte, schwieg. Der General Kapp glaubt, daß er seine besondern Gründe gehabt habe. „Man hat sehr viel, sagt er, über dieses Verweilen gesprochen. Es war ein Fehler, die Folge hat das bestätigt, aber alle diese Schreier waren nicht in das Geheimniß der Geschäfte und der Unterhandlungen eingedrungen. Sie können immerhin, ohne die Bescheidenheit zu übertreiben, sich darauf verlassen, daß die Klugheit dieses großen Mannes nicht geringer war, als die, welche ihnen von der Natur zugetheilt ward *). Er hat sich getäuscht, wir

*) Diese Bemerkung ist, in dem vorliegenden Falle, mehr scheinbar, als wahrhaft richtig. Auch mit einer geringen Dosis von Klugheit erkennt man bisweilen das Bessere, besonders bei dieser Sache, worinnen man nach dem Erfolge urtheilen kann und bloß Zuschauer, nicht von den Gefühlen berauscht ist, welche der Sieg, die Eroberung eines Landes, der Besitz der Hauptstadt erregen u. s. w. Die klügste Partie, welche genommen werden konnte, war doch immer, zurückzugehen und schnell zurück zu gehen. Die Russen zweifelten nicht, daß es geschehen werde. Sie stellten sich auf, um den Feind bei seinem Rückzuge anzugreifen. Auf Petersburg loszugehen, konnte für eine Tollheit gelten und gleichwohl war diese Stadt

haben die nachtheiligen Folgen davon empfunden; aber man wird vielleicht in der Zukunft erfahren, welche Betrachtungen ihn irre leiteten. Mit einem Worte, man blieb, unterhandelte, schlug sich und es wurde bei alle dem nichts entschieden."

Man merkt an dem Bestreben Napoleons, sich den Fehler, den er machte, selbst auszureden, daß er ihn wohl fühlte. Im Augenblicke der Abreise führte er mit dem General Rapp folgendes Gespräch: „Nun, Rapp! wir ziehen uns also über Kaluga an die polnische Grenze zurück. Ich will gute Winterquartiere machen und hoffe, Alexander soll Frieden schließen.“ — Sie haben lange gewartet, Sire! Die Leute hier zu Lande prophezeihen einen strengen Winter. — „Ach mit Euren Leuten da! Wir haben heute den 19. Oktober, sehen Sie doch nur wie schön es ist. Glauben Sie denn nicht an meinen guten Stern? Ich konnte ja nicht eher fort, als bis alle Kranke und Verwundete abgegangen waren; ich durfte sie ja nicht der Wuth der Russen Preis geben!“ — Doch glaube ich, Sire! Sie hätten besser gethan, sie in Moskau zurückzulassen. Die Russen würden ihnen nichts gethan haben, indessen sie vielleicht, aus Mangel an Pflege auf den Landstraßen umkommen. Napoleon gab nichts zu, aber was er mir Beruhigendes sagte, täuschte ihn selbst nicht. Sein Gesicht zeigte offenbar seine innere Unruhe.

Der Rückzug begann. „Kälte und Entbehrungen erreichten den höchsten Grad; die Stunde des Unglücks hatte geschlagen. Wir fanden unsre Verwundeten todt auf der Straße und die Russen, welche zu Wiasma auf uns warteten. Die Soldaten rafften bei ihrem Anblick die letzten Kräfte zusammen, sie wurden geworfen. Aber alle Augenblicke neckte man uns, wir waren bei jedem Schritte genöthigt, feste Stellungen zu nehmen und uns zu schlagen. Unser Marsch ging in einem Lande, das wir eigentlich mit Adlerschnelle durchfliegen sollten, nur langsam von statten. Die Witterung, der Hunger, die Kosaken, alle Qualen die es giebt, waren auf uns losgelassen. Die Armee ermattete unter der Last ihrer Leiden, die Straße war mit ihren Leichnamen bezeichnet und es übersteigt jeden Begriff, was sie auszustehen hatte.“ Man muß in den Memoiren des Generals die herrlichen Waffenthaten nachlesen, die unsre Truppen, so erschöpft sie waren, dennoch vollbrachten. Jetzt wollen wir aber sehen, welche Rolle Napoleon in dieser gefährvollen Lage spielte.

schlechter vertheidigt, als die Straße nach Smolensk, wo sich alle russische Corps und die Kosaken vereinigten. Der große Fehler bleibt immer, daß man zögerte.

„Wie wohnten, sagt der General Rapp, zu Dombrowna bei einer russischen Dame, welche den Muth gehabt hatte, ihr Haus nicht zu verlassen. Ich hatte den Dienst. Der Kaiser ließ mich des Morgens rufen; er war höchst niedergeschlagen und freilich alles, was uns umgab, so gräßlich, daß es wohl schwer gewesen wäre, nicht niedergeschlagen zu seyn. Er sagte zu mir: „Meine Sache geht sehr schlecht; diese armen Soldaten zerreißen mir das Herz und ich kann gleichwohl nicht helfen!“ Er war mit manchen Personen unzufrieden, die ich nicht nennen will. „Welche Theaterkönige, sprach er, ohne Energie, ohne Muth, ohne moralische Kraft! Habe ich mich denn wirklich so sehr irren können?“ — Wir kamen jetzt nach Borisow und hatten weder Schiffbrücken noch Lebensmittel. Das große russische Heer ging vorwärts; Wittgenstein rückte heran und die Truppen aus der Moldau versperrten uns den Weg. Von allen Seiten waren wir umringt; unsre Lage wurde beispieillos schrecklich. Nur der Kopf und der große Charakter des Kaisers war im Stande, uns zu retten. Eigentlich konnte kein Franzose, Napoleon selbst konnte nicht davon kommen. Da gab er Befehl zu dem falschen Angriffe, der uns rettete. Wir gingen einige Meilen vorwärts. Der General Mouton und ich brachten die Nacht gemeinschaftlich auf einer Handvoll Stroh zu. Der morgende Tag beschäftigte unsre Gedanken und unsre Betrachtungen waren nicht eben lustiger Art. Um vier Uhr trachen wir wieder auf und erblickten bald die Wachtfeuer der Russen, welche das jenseitige Ufer überdeckten. Wald und Sumpf war voll Russen, so weit man nur sehen konnte, sah man Russen. Der Strom war tief, schlammig, mit Eisschollen ganz bedeckt. Hier sollte der Uebergang erfolgen, hier mußte man hinüber — oder sich ergeben. Wir prophezeiten Böses. Der General Mouton drückte sich sehr freimüthig aus. Schon oft hatte er dies selbst Napoleon gegenüber gethan. Dieser behandelte ihn wie einen Raisonneur, liebte ihn aber deshalb doch recht sehr. Ney nahm mich auf die Seite und sagte auf deutsch zu mir: „Unsre Lage ist unerhört; wenn sich Napoleon heute zu helfen weiß, so muß er den Teufel im Leibe haben.“ Wir waren in großer Besorgniß und es fehlte uns nicht an Gründen, es zu seyn. Der König von Neapel kam herbei und war nicht minder unruhig. „Ich habe dem Kaiser vorgeschlagen, er soll seine Person retten, soll einige Meilen von hier über den Fluß gehen. Ich habe Polen, die mir für den Erfolg bürgen und ihn glücklich bis Wilna bringen werden. Aber er will nichts von der Sache wissen, man darf gar nicht einmal davon sprechen. Ich zweifle meinerseits, daß wir uns retten können.“

Wir waren alle drei derselben Meinung. Murat fuhr fort: „Wir sehen alle über den Strom; vom Ergeben ist nicht Rede.“ Indem wir so zusammen sprachen, sehen wir den Feind im vollen Marsche. Seine Massen sind verschwunden, die Wachtfeuer verloscht. Man erblickt nur noch den Nachtrab der Colonnen, der sich nun auch im Walde verliert und fünf bis sechshundert Kosaken, die in der Ebene umherschwärmen. Wir betrachten die Scene mit dem Augenglase und überzeugen uns, daß das Lager aufgehoben ist. Ich trete hinein zu Napoleon, der eben mit dem Marschall Dudinot spricht. „Sire! der Feind hat seine Stellung verlassen.“ — „Nicht möglich!“ Jetzt tritt der König von Neapel und der Marschall Ney ein; beide bestätigen meine Meldung. Der Kaiser geht aus der Barake und wirft einen Blick auf das jenseitige Ufer des Stroms. „Ich habe Tschitschakoff angeführt. Er glaubt mich dort, wo ich den falschen Angriff angeordnet habe und eilt auf Bositow los.“ Seine Augen blitzen vor Freude und Ungeduld. Er befiehlt, eiligt Brücken zu schlagen und etwa zwanzig Kanonen als Batterie aufzustellen. Er läßt dann ungefähr sechzig Mann unter Anführung des Obersten Jaqueminot überschwimmen. Sie wagen sich sehr zur Unzeit an die Verfolgung der Kosaken; einer von denselben wird gefangen, ausgefragt und man erfährt von ihm, auf welchem Punkte sich Napoleon befindet. Tschitschakoff kommt zurück; aber es ist nun schon zu spät — Napoleon, seine Gardes, Ney, Dudinot und alle Truppen, welche diese Marschälle noch haben, sind bereits übergegangen. Der russische General ist ganz verblüfft, daß er seine erste Stellung verlassen hat und vergift darüber die Sümpfe von Lemblin. Die Brücke, welche fünfviertel Stunde Wegs über diesen schlammigen Boden hinläuft, war unser einziger Ausweg. Hätte er sie zerstört, so hatte er uns noch einmal in seinen Händen. Es geschah bei dem Uebergange der Beresina, der so gräßlich war, daß die Geschichte es nicht gewagt hat, diese Jammerscene zu schildern.

Da der Gegenstand zu wichtig ist und wohl verdient, daß man ihn näher beleuchtet, um auf alle nur mögliche Weise Aufklärungen über diesen bloß nach dem Erfolge beurtheilten, mithin sehr getadelten Feldzug, herbeizuführen, so wird man uns verzeihen, wenn wir hier Alles zusammenstellen, was die Meinung berichtigen soll, die man sich davon gemacht haben könnte. Wir finden in dem zweiten Theile der Memoires de Napoleon, welche der General Montholon neuerlich herausgegeben hat *), eine diese Sache betref-

*) Im Monat Juni 1823.

fende Note, die ihm der Geächtete auf Sankt Helena diktirte. Wir wollen sie näher prüfen.

„Man wird die Geschichte des russischen Feldzugs niemals genau kennen lernen, sagt Napoleon, weil die Russen nicht schreiben, oder wenn sie schreiben, dabei nichts nach Wahrheit fragen, die Franzosen aber neuerlich sich mit dem größten Eifer bemühen, sich selbst zu entehren und ihre rühmlichsten Waffenthaten zu verkleinern^{*)}. Der Krieg gegen Rußland war eine nothwendige Folge des Continentsystems, und zwar von dem Tage an, da der Kaiser Alexander die Konventionen von Tilsit und Erfurt brach; aber eine Betrachtung von ungleich größerer Wichtigkeit war es eigentlich, welche Napoleon dazu bestimmte; nämlich die Gewißheit, daß der Scepter Europas in die Hände eines Czars gerathen müsse, wenn die Russen nicht über die Grenze des Borysthenes zurückgeworfen und Polens Thron, dieses natürliche Bollwerk jenes Reichs, wieder hergestellt würde. Im Jahre 1812 befand sich Oesterreich, Preußen, Deutschland, die Schweiz und Italien unter den Flügeln des französischen Adlers vereint. Sollte Napoleon nicht glauben, der Augenblick sei gekommen, das ungeheure Gebäude, was er errichtet hatte, zu befestigen, auf dessen Gipfel Rußland mit aller seiner Macht so lange drücken konnte, als es nach Belieben seine zahlreichen Heere bis an die Oder herbeizubringen vermochte. Alexander war jung und voller Kraft wie sein Reich; es war anzunehmen, daß er Napoleon überleben müsse. Dies ist der wahre geheime Grund dieses Krieges; keine Persönlichkeit hatte Theil an der Sache, wie in mehrern Flugblättern behauptet wurde. Der Feldzug gegen Rußland ist der glorreichste, der schwierigste, der ehrenvollste, dessen die ältere und neuere Geschichte Erwähnung thut.“

Nach Inhalt dieser Note hatte also der Krieg zwei verschiedne Ursachen. Die erste war die Verletzung der mit dem Kaiser Alexander geschlossenen Traktaten; sie war an und für sich schon hinreichend und wälzte das Unrecht auf die Seite der Russen, welche, in dieser Voraussetzung, die Angreifenden waren, anstatt, wie man das so sagte, sich bloß in dem Falle der Vertheidigung zu befinden, denn es heißt angreifen und den Krieg fortsetzen, wenn man die

^{*)} Es ist Bitterkeit in dieser Sprache, aber auch nicht ohne Grund. Man lieferte Napoleon, während seines Aufenthalts auf Sankt Helena, recht geflissentlich alle gegen ihn erschienenen Schmähschriften und die von der Rache und dem Neide höchst entstellten Darstellungen seiner Feldzüge.

Bedingungen nicht erfüllt, unter welchen die Waffen niedergelegt worden sind. Die zweite Ursache, der eigentliche Gegenstand, wornach gestrebt wurde, das Ziel, welches man erringen wollte, war die Wiederherstellung des polnischen Thrones. Dieser Zweck konnte allerdings erreicht werden, wenn man sich bei dem Gewinn der Schlacht begnügte und nicht weiter vorging. Wir wollen nun weiter sehen, warum es Napoleon dennoch that.

Der Marsch von Smolensk bis Moskau war durch den Gedanken veranlaßt, der Feind werde, um diese Hauptstadt zu retten, eine Schlacht liefern und geschlagen werden, daß dann Moskau besetzt werden, Alexander, um es zu befreien, Frieden machen, und man, wenn er es nicht thäte, in den ungeheuern Vorräthen dieser Stadt, in 40000 freigegebenen Einwohnern, den Söhnen von Freigelassenen oder Handelsleuten, die Mittel finden würde, den Kern eines Nationalcorps zu bilden und damit alle Sklaven Rußlands in Aufstand und so dem Reiche den Todesstoß beizubringen. Der Gedanke, daß man eine Stadt von 300000 Seelen, die fast gleichen Umfang mit Paris hat, in Brand stecken könne, kam niemand als etwas Mögliches in den Sinn. Es war in der That auch vernünftiger, Frieden zu machen, als zu einer solchen Barbarei seine Zuflucht nehmen *). Die russische Armee nahm drei Tagemärsche von Moskau die Schlacht an, wurde geschlagen und das französische Heer rückte in die Stadt ein. Vier und zwanzig Stunden lang war es Herr aller ihrer Schätze. Die Mittel, welche es dort fand, waren unermesslich; fünfhundert Paläste des Adels mit allem Nöthigen versehen. Die mehresten Eigenthümer derselben hatten bei dem Fortgange aus der Stadt Billets an die Generale, welche ihre Häuser bewohnen würden, hinterlassen, worinnen sie nach den ersten Tagen der Unruhe wiederzukommen versprochen. Jetzt geschah es plötzlich, daß acht bis neunhundert Polizeioffizianten, welche die Aufsicht über die Bewachung der Stadt und zugleich die Feuerspritzen unter sich hatten, in allen Quartieren Feuer anlegten. Eine

*) Es war keine Barbarei, sondern ein Akt der Vaterlandsliebe, ein bis zur Verzweiflung gesteigelter Patriotismus, welcher beweisen will, wessen er fähig ist. Dies ist wenigstens die von der Mehrzahl angenommene Auslegung. Wenn man inzwischen an ähnliche Fälle zurück denkt und die dazu gegebene Veranlassung näher untersucht, so findet sich, daß eine kleine Anzahl von Menschen, von denen mehrere nichts zu den dabei nöthig werdenden Opfern beitrugen, Befehl dazu gegeben hatten. Man muß also wohl, in Ansehung des Brandes von Moskau, weder bei dem Lobe, noch bei dem Tadel zu weit gehen.

Menge von Häusern, die bloß von Holz erbaut waren, enthielten große Magazine von Branntwein, Del und andern brennbaren Dingen. Alle Feuerspritzen waren fortgeschafft. Die Armee suchte vergebens das Feuer zu bekämpfen. Alles wurde ein Raub der Flammen. Die in der Stadt zurückgebliebenen Einwohner retteten sich; nur der allerniedrigste Pöbel blieb zurück, um zu plündern. Diese große herrliche Stadt wurde ein wahres Kloak, ein Aufenthalt der Verzweiflung und der Schandthaten. Man konnte jetzt die Parthie ergreifen nach Petersburg zu gehen; der Hof fürchtete das. Er hatte seine Archive und seine kostbarsten Schätze nach London fortschaffen lassen. In Erwägung aber, daß es eben so weit von Moskau nach Sankt Petersburg, als nach Smolensk sei, zog Napoleon vor, den Winter an dem letzten, an der Grenze von Lithauen befindlichen Orte zuzubringen. Er begann diese Bewegung damit, daß er Kutusows Armee von neuem bei Maljorostawit angriff und schlug, und setzte sie dann ohne Hindernisse fort, bis Schnee und Kälte in einer Nacht 30000 Pferde tödteten, weshalb man nun die Wagen zurücklassen mußte, ein Umstand, der die Ursache des Verderbens bei diesem unglücklichen Marsche wurde. Man darf denselben keinen Rückzug nennen; die Armee hatte gesiegt und konnte eben so gut nach Petersburg gehen. Sie würde in Smolensk Winterquartiere gefunden haben, wenn der Fürst Schwarzenberg sie nicht verlassen und nach Warschau hin manövriert hätte, was sodann dem Admiral Tschitschakoff verstattete, an die Beresina vorzudringen."

„Kein General hat Napoleon die Nothwendigkeit vorgestellt, innen zu halten; alle fühlten, daß, wenn er erst Herr von Moskau wäre, der Krieg geendigt seyn würde *). Bis nach Smolensk führte er denselben in einem Lande, das eben so günstig gestimmt war, wie es nur Frankreich selbst seyn konnte. Das Volk wie die Behörden waren ihm zugethan; er konnte dort Mannschaften, Pferde, Lebensmittel ausschreiben lassen und Smolensk war zudem eine Festung. Auf dem Marsche nach Moskau hatte er nie einen Feind im Rücken gehabt und während der zwanzig Tage seines dortigen Aufenthalts sind alle Transporte glücklich daselbst angekommen. Wäre Moskau nicht niedergebrannt worden, so war der Kaiser Alexander gezwungen, Frieden zu machen, und wenn, nach der Einschüchterung dieser Stadt, die harten Fröste nicht vierzehn Tage eher als gewöhnlich eingetreten wären, würde die Armee ohne Verlust

*) Man setzte die Erhaltung dieser Stadt voraus, würde aber nur Herr von Ruinen,

nach Smolensk zurückgekommen seyn *), wo sie von den an der Moskowa geschlagenen russischen Heeren nichts zu befürchten hatte. Nach den Erfahrungen, die in den letzten zwanzig Jahren über die Witterung gemacht worden waren, durfte man erwarten, daß der Thermometer im Monat November nicht über 6 Grad unterm Eispunkte fallen werde und es fehlten nur noch drei Tage, so würde die Armee ihren Rückzug in völliger Ordnung bewerkstelligen haben. Dem Ausgange der Sache zufolge könnte man also Napoleon einen Vorwurf darüber machen, daß er um vier Tage zu lange in Moskau geblieben sei, aber politische Gründe bestimmten ihn dazu. Er glaubte noch Zeit genug zu haben, nach Polen zurückzugehen. — Das Unglück des russischen Feldzugs war die Wirkung des zu frühzeitigen Wechsels der Witterung."

Dies sind sonach die von Napoleon selbst angegebenen Gründe. So viel ist allerdings gewiß, daß der Brand von Moskau weder zu seinen Berechnungen, noch zu den Wahrscheinlichkeiten gehören konnte, auf welche er Rücksicht zu nehmen hatte. Aber, sobald derselbe erfolgt war, mußte er durchaus seinen Abmarsch beschleunigen. Er spricht von politischen Ursachen, ohne sie jedoch näher anzugeben. Man hat wissen wollen, daß er durch Unterhandlungen aufgehalten worden sei; allein die Rückkehr konnte dabei nichts hindern. Uebrigens durfte er, wie wir schon gesagt haben, nur dann bei denen, mit welchen er unterhandelte, auf Worthalten zählen, wenn er, als der Stärkere, Herr des Erfolgs und im Besitze von Stellungen und von Plätzen sich befand, die so gut wie Geiseln waren; allein von dem allen war nichts zu sehen. Die Witterungsberechnung nach den Erfahrungen der letzten zwanzig Jahre (angenommen auch, daß sie nicht nach der Zeit erst angestellt worden ist) entschuldigt keineswegs. Bei einer Sache von so großer Wichtigkeit, wobei es auf die Erhaltung einer Armee ankommt, muß man nicht den Barometer zu der Basis seiner Operationen machen.

In diesem und dem folgenden Feldzuge muß Napoleons Charakter genau ins Auge gefaßt werden. Das Glück hatte ihn verwöhnt und er setzte vielleicht mehr Vertrauen darauf, als er hätte thun sollen. Die Gunst desselben schien ihn durch seine Täuschungen allzusicher gemacht zu machen. In seinen Budgets hatte er ein eigenes Kapitel: Unvorhergesehene Ereignisse. Bei seinen Plänen brachte er aber dafür das Glück in Anschlag und

*) Oder besser noch, wenn man sie hätte vierzehn Tage eher abgehen lassen, was nicht bloß möglich war, sondern auch die Vorsicht verlangte.

rechnete bei der Unternehmung gegen Rußland wohl ungleich mehr darauf, als er sollte. Inzwischen hatte er doch, ehe er diesen Krieg anfang, selbst Zweifel und Besorgnisse. Er berathschlagte darüber in der Voraussetzung, daß Widerwärtigkeiten und Schläge des Schicksals eintreten könnten, und eine solche Voraussetzung war zu bewundern, wenn man die Beständigkeit seines Glückes erwägt, und daran denkt, wie sehr er mit Schmeichlern umgeben war, die jeden Gedanken, jede Betrachtung dieser Art zurückwiesen; denn für einen General Rapp, der ihm die Wahrheit sagte, hatte er wenigstens zehn andere, die ihr wichtigstes Geschäft daraus machten, sie unter einem dichten Schleier zu verbergen.

Als er zu Rapp, der verwundert war, ihn von Moskau sprechen zu hören, sagte, daß der Wein eingeschenkt sei, so gestand er durch den Gebrauch dieses gemeinen Sprüchwortes, daß er im Begriff sei, ein großes Wagstück zu unternehmen. Inzwischen wäre es doch durch den Erfolg gekrönt worden, wenn er nicht in der alten Hauptstadt Rußlands länger gezögert hätte, als nöthig war, um seine Truppen ausruhen zu lassen — es wäre sogar höchst rühmlich gewesen, wenn er sein Heer schnell nach Polen zurückgeführt und den vernünftigen Plan, den er mit diesem Lande hatte, vernünftig ausgeführt hätte *). Vierzehn Tage nach dem Brande von Moskau wäre er so leicht auszuführen gewesen, so daß man jetzt mit Staunen und selbst mit Schrecken sieht, von welchen geringfügigen Ursachen oft die wichtigsten Dinge abhängen! Man denke auch nur einen Augenblick über die wahrscheinlichen Folgen der Wiederherstellung Polens nach und vergleiche sie mit dem, was geschehen ist.

In diesem Feldzuge sah man zum erstenmale, daß Napoleon zögerte, daß er an der Zukunft zweifelte. Späterhin wurde er starrköpfig und — so heißt es im Tagebuche — schmollte. Dieses Schmollen kam ihm und so vielen Andern theuer zu stehen.

*) Es soll dies kein Wortspiel seyn. Der Plan, Polen wieder herzustellen, diesem edlen Volke seine Unabhängigkeit zurückzugeben, war wohl sehr vernünftig und von großem Nutzen für Europa; (gebe der Himmel, daß es nicht des Nächsten diesen Nutzen begreifen lerne!) aber es war zu fürchten, daß Napoleon ihm einen König aus seiner Familie geben möchte, anstatt ihm selbst die Wahl zu überlassen, und in diesem Stücke hätte er dann nicht vernünftig gehandelt. Diese Besorgnisse waren durch das, was er zu Neapel, Madrid und Kassel gethan hatte, erregt. Inzwischen hält man für gewiß, daß Napoleon den Polen drei Kandidaten und vor allen andern Poniatowsky dazu vorschlagen wollte, indem er ihm zwei Nebenbuhler beigesellte, die eben nicht furchtbar und mehr dazu geeignet waren, das Verdienst dieses Generals höher zu heben, als ihm das Gegengewicht zu halten.

§. 62.

19. Juni 1816.

Der Kaiser sagte mir oft, daß die Relation der Feldzüge in Italien unter meinem Namen erscheinen, daß sie mir geschenkt, daß sie mein Eigenthum seyn solle. Ich darf mich also dem Traume überlassen, daß ihr Abdruck einst statt finden werde. Bd. 6. S. 104.

Hierauf giebt nun der Verfasser den Plan an, den er bei der Herausgabe des Werks befolgen wollte.

Man weiß nicht, wie man das mit dem vereinigen soll, was jetzt wirklich geschieht. Die Feldzüge von Italien werden einen Theil der Memoires de Napoleon bilden, welche der Graf von Moncholon herausgiebt und wovon bereits zwei Bände erschienen sind. Sie sollen den dritten ausfüllen (der bereits unter der Presse ist und nächstens herauskommen wird) und wahrscheinlich mehrere noch folgende Bände. Was den Druck und das Format betrifft, wovon das Tagebuch spricht, so kommt es in mehrern Punkten mit dem überein, was Napoleon hierüber diktiert hat.

§. 63.

27. Juni 1816.

Eine Konseption von den reichsten Erbinnen, die er unter seine Generale vertheilen wollte. Bd. 6. S. 108.

Diese elende Verläumdung hatte selbst in Frankreich Gläubige gefunden, so albern sie auch in Beziehung auf unsre Sitten, unsre Begriffe und die Gewisheit ist, daß ein solcher Gedanke, der ein Verstoß gegen unsre liebsten Interessen und unsre Vorurtheile seyn würde, bei seiner Ausführung überall unüberwindliche Schwierigkeiten gefunden haben müßte. Mehrere Züge beweisen, daß wenn auch Napoleon reiche Erbinnen für seine Generale wünschte, er doch zu Erreichung dieses Wunsches nur gesetzliche Mittel in Anwendung brachte. Der, für welchen er ohne Zweifel die größte Zärtlichkeit empfand, den er als Sohn adoptirte, weil er Josephinens Sohn war, für den er die reichste Erbin Frankreichs begehrt haben würde, war Eugen Beauharnais. Ein Kind von dreizehn Jahren und sechs Monaten, das ein Vermögen von hunderttausend Franken jährlicher Einkünfte aus schlecht verwalteten Gütern besaß, von denen die Hälfte noch ganz unkultivirt waren, gehörte damals zu den Schäfchen in der Herde des Bischofs Bernier zu Orleans. Es kommt in Frage. Eugen langt an, zeigt sich und reiset wieder zurück, ohne von dem jungen Mädchen, dem die Eltern völlige Freiheit der Wahl lassen, bemerkt zu werden. Es kommt ihm nicht darauf an,

noch zu warten. Ein damals mächtiger Minister, der einen berühmten Namen hat, wendet sich aber an den Bischof und trägt ihm auf, mit Gewandtheit um die Hand des Fräuleins D'A..... für einen seiner Vettern, den nichts als sein Name empfiehlt, zu werben. Bernier ist glücklich bei seinem Unternehmen; man bedarf einer Altersdispensation dabei und Napoleon bewilligt sie auf der Stelle, obschon er wahrscheinlich die reiche Erbin für einen seiner Generale haben wollte. Diese Thatsache ist ein Beitrag zu dem, was der Verfasser des Tagebuchs in Betreff der Verweigerung des Herrn Alligre Seite 109 erzählt.

Und bei alle dem hatte diese Verläumdung doch einigen Grund. Bei dem Ministerio des Innern war ein statistisches Bureau. Dort wurden von Zeit zu Zeit Etats mit einer Menge von Kolonnen hinausgegeben, von denen eine jede das enthalten sollte, was man zu wissen verlangte. Diese Etats nun wurden dermaßen vervollkommt, daß es darinnen Kolonnen für die Hühner und sogar für die Eier gab. Ein Präsekt erhielt eine nachdrückliche Verwarnung, weil er bei Einsendung eines solchen Etats die Verlegenheit berichtete, in welcher er sich befinde, indem er ein Huhn zum Frühstück verzehrt und gehört habe, daß seine Hühner eben Eier legten, so nach aber befürchten müsse, daß das Huhn in der Kolonne nicht in Wegfall gebracht und die Eier nicht eingetragen worden wären, mithin diese Kolonnen unrichtig seyn möchten. Nachdem nun die Erzeugnisse jeder Art bereits berücksichtigt waren, glaubte man das menschliche Geschlecht zu beleidigen, wenn es vergessen würde. Man machte also eigne Etats, um das Innere der Familien kennen zu lernen, nämlich für die Zahl der Kinder, die Verschiedenheit ihres Geschlechts, deren Alter und wahrscheinliches Vermögen. Mehr war nicht nöthig, um eine Konscription der reichen Erbsinnen erwarten zu lassen.

§. 64.

30. Juni 1816.

Seine große Taktik bestand darinnen, unsere Exzesse auf dem Kontinente anzuzetteln, dann aber sie den Engländern als Popanz aufzustellen und sich bewilligen zu lassen, was er nur wollte. Bd. 6. S. 117.

Es wäre wohl merkwürdig, die von Pitt in Anwendung gebrachten Manöuvres für die krummen Wege seiner Politik ganz genau zu kennen. Wer aber zu dergleichen Mitteln seine Zuflucht nimmt, pflegt alle Spuren derselben sorgfältig zu vertilgen.

Im Anfange des Revolutionskrieges wurde in England, wie gewöhnlich, die Liste der Gebliebenen und Verwundeten, mit Angabe

der Namen, bekannt gemacht. Das verursachte denn mancherlei Klagen, und Pitt, der ihnen ein Ende machen wollte, beschloß, es dahin zu bringen, daß die englischen Soldaten sich fernerhin keiner Gefahr aussetzen sollten. Er bezahlte daher den Vorschlag und die Annahme eines Conventsdekrets, nach welchem es verboten war, Engländer zu Gefangnen zu machen. Sie mußten getödtet oder dienstunfähig gemacht werden. Mit Hülfe dieses Dekrets erlangte er nun von den Allirten bald, daß die englischen Truppen immer zurück blieben und hatte sonach den doppelten Vortheil, nicht bloß seine Landsleute in Sicherheit zu bringen, sondern auch den Haß, den man ohnehin schon gegen uns hegte, noch zu verstärken. Auf gleiche Weise erkaufte er noch mehrere Dekrete. Man sah bei den Mordscenen in den Gefängnissen zwei englische Emissairs, die den Würgern Gold gaben. Dies ist eine vollkommen bestätigte Thatsache. Pitt war nicht ohne Theilnahme an dem Tode Ludwig des Sechszehnten. Wenn schon hierdurch der Tod Karl des Ersten nicht in Vergessenheit kam, so war doch nun die englische Nation nicht mehr die einzige, die ein solches Beispiel gegeben hat, als wofür sie seit anderthalb Jahrhunderten galt.

Während Pitt in Ansehung unserer Frevel, das Feuer anzuschürte, um Geld zu gewinnen, das er dann dazu anwendete, uns immer mehr Böses thun zu lassen, bediente man sich in Frankreich seines Namens zu Anklagen mit ihm in Briefwechsel zu stehen, worauf die Todesstrafe erfolgte. Ich werde nie den Einnehmer einer kleinen Gemeinde vergessen, der verhaftet wurde, weil er das Geld seiner Einnahme an Pitt geschickt haben sollte, und immerfort fragte, wer denn der Herr Pitt nur sei, wo er denn nur wäre und mit Thränen in den Augen beschwor, daß er ihn gar nicht kenne!

§. 65.

30. Juni 1816.

So ist es mit dem Throne und seinem Gifte; kaum daß man ihn besteigt, so fñhrt man schon die Ansteckung Und hat man mir nicht am Ende den nämlichen Vorwurf gemacht? Vielleicht sogar nicht ohne einigen Schein des Rechts, Bd. 6. S. 125.

Bevor Napoleon sich selbst anführt, citirt er das Beispiel der Braunschweiger, die kaum auf dem Throne saßen, auf welchen sie die liberalen Ideen erhoben hatten, als sie auch, so wie die Nassauer, jene Schutzherrn einer edlen Unabhängigkeit in Europa, bloß nach Willkühr strebten. „Man wirft mir vor, sagt er, daß ich Despotismus ausgeübt habe, sollte aber nur von einer Diktatur sprechen.“

Worte thun hierbei nichts zur Sache. Die Diktatur ist nur bei großen Gefahren zu ertragen, und wenn derjenige, dem sie anvertraut wird, nur den Vortheil des Staats ins Auge fassend, seinen Leidenschaften das Ohr verschließt, nicht um dieselben zu befriedigen, sich der unbegrenzten Macht bedient, die ihm gewöhnlich nur für eine sehr beschränkte Zeit übertragen ist. Die Diktatur ist schon von einer zweideutigen Nothwendigkeit, wenn man sie fodert, anstatt sie zu erhalten. Sie gleicht völlig dem Despotismus, oder sie ist es vielmehr selbst, ist die willkührliche Ausübung einer unbeschränkten Gewalt, wenn man sie ohne Auftrag an sich reißt und sich selbst über das Gesetz erhebt. Es würde für einen Nero oder für einen Mahomet eine schöne Entschuldigung seyn, wenn sie sagen wollten: wir haben nicht als Despoten, sondern als Diktatoren gehandelt.

Napoleon hätte also seinen Gedanken mehr auseinander setzen sollen; wahrscheinlich hörte er nur über einige allgemeine Maßregeln zu Besiegung seiner Feinde sprechen, wobei er denselben zuvorzukommen suchte. Die Absetzung der Tribunen war ein Akt des Diktators, so wie die Abschaffung des ganzen Tribunats; aber er ließ gehörig darauf antragen und vermied sonach den Schein (§. 11). Er vergaß sich mithin, als er, nach Inhalt des Tagebuchs, sagte: ich schaffte das Tribunat ab. Es wurden so mancherlei Maßregeln in Kraft der diktatorischen Gewalt getroffen, aber immer unter Vermittelung der kompetenten Behörde, so wie z. B. des Senats bei den außerordentlichen Truppenaushebungen, als wodurch dann die Form unverletzt blieb. Diese allgemeinen Maßregeln, welche ganze Massen betrafen, waren minder gehässig, als es einzelne Vexationen gewesen seyn würden. Mehr als diese erstern insgesammt würde das Verschwinden eines einzigen weggeschafften Menschen, von dem man nicht erfahren hätte, was aus ihm geworden sei, Schrecken verbreitet haben.

Was den Gift des Throns anbetrifft, so frage ich, giebt es denn wirklich ein Wesen, das glücklich genug organisirt wäre, um gegen dessen Einfluß geschützt zu seyn, wenn es nicht in der Atmosphäre des Throns geboren ist? Wir wollen uns gar nicht so hoch versteigen, und nur von der Wirkung sprechen, die nur ein Ministerportefeuille bei dem hervorbrachte, der es eben erhalten hatte. Welche Revolution in seiner ganzen Existenz! Ich meine jedoch damit weder das jetzige Ministerium, noch das vorherige, noch das vorvorige, auch das nicht, das diesen voran ging. Wir wollen uns nur ja recht verstehen, ohne über die Sache zu scherzen.

Hat wohl der neue Herr Minister in der ersten Nacht ein Auge zugethan? War am folgenden Morgen sein Gang noch der vorige? War sein Kopf noch so gesenkt, als bisher; sein Blick so liebevoll, sein Mund noch eben so lächelnd? Hatte er noch ein Gedächtniß für seine alten Freunde, besonders für diejenigen, welche ihm irgend einen Dienst geleistet haben? — Ich begegne eines Tages dem Freunde eines neuen Ministers und mache ihm meinen Glückwunsch. Kopfschüttelnd dankt er mir; er war noch nicht vorgelassen worden. Nur Geduld! sage ich zu ihm. Einige Zeit nachher sah ich ihn wieder und zwar ganz traurig, verdrießlich, aufgebracht. Es war keine Antwort erfolgt, er hatte ihn weder sprechen noch Zutritt bei ihm erlangen können. Sein Freund, der Herr Minister, beobachtete das tiefste Stillschweigen. — Seyn Sie nicht unbillig, das liegt in der Natur der Sache. — Er schreit dennoch laut. — Hören Sie mich einen Augenblick nur an.

Lieben Sie den Champagner? — Scherzhafte Frage hierbei! — Antworten Sie doch nur, lieben Sie ihn? — Nun ja doch, recht sehr, nachdem er ist. — Wie viel Gläser bedürfen Sie, um so etwas benebelt zu werden? — Gehn Sie doch mit Ihren Fragen, ich weiß das selber nicht. — Ich will annehmen, daß Sie zehen dazu bedürfen; ich traue Ihnen sonach wirklich viel zu, Sie dürfen sich nicht beschweren. Nun wollen wir weiter annehmen, daß Sie die neun ersten schon verschluckt haben. Alle diese Voraussetzungen können Sie sich leicht gefallen lassen. — Ich gebe das zu, aber wir wollen, was Sie da sagen, lieber thun. — Lassen Sie mich fortfahren. Sie haben jetzt neun Gläser Champagner im Leibe. Alles fängt an sich mit Ihnen zu drehen, ihre Augen werden trüber, ihr Blick ist unsicher, die Gegenstände gehen durch einander. Nun kommt das zehnte Glas und nimmt mit den andern einen Weg. Von diesem Augenblicke an sehen Sie gar nichts mehr, Sie hören nichts mehr, Sie haben das Gedächtniß verloren, sind nicht mehr Sie selbst. — Sehen Sie wohl! Das Portefeuille ist das zehnte Glas Wein und würde die nämliche Wirkung hervorbringen, wenn man es Ihnen in diesem Augenblicke brächte.

Wir haben also Unrecht, so sehr auf die Großen zu zürnen, die wir klein, wie wir selbst sind, gekannt haben und die uns vergessen. Das liegt leider! in dem menschlichen Herzen. Jetzt wollen wir von der Vergleichung, die wir gemacht haben, die wir für richtig halten, zu einem Zuge übergehen, der solche bestätigt.

Das Studium der Natur zeugt, wenn es bis zu der größten Vollkommenheit und so betrieben wird, daß der Forschende für den

Ersten gilt (und dabel den ersten Rang einnimmt), ohne allen Zweifel von einem starken, gehörig ausgebildeten Geiste. Glückliche Entdeckungen, gelehrte Arbeiten, eine lichtvolle Logik, und endlich der Genius, welcher allen Geheimnissen der Natur auf die Spur kommt, müßten wohl eigentlich den Begriff von jener Kraft der Seele noch erhöhen, von welcher man (nach dieser Berechnung, die bloß streng zu nennen ist) glauben sollte, daß ihr die Gunst der Höfe eben so gleichgültig seyn könne, als alle Hofungewitter. Ich bitte, mich weiter zu hören.

Am 23. oder 24. Dezember 1818 schließt sich Herr C. ein, um seine Forschungen ganz ungestört vorzunehmen. Er hat Befehl gegeben, niemand zu ihm zu lassen, weit entfernt, den Besuch zu ahnen, den er anzunehmen nicht vermeiden kann. Während er sich nun den ganz unaussprechlichen Genüssen hingiebt, welche ihm Arbeit und Studium, da sie stets von Erfolgen gekrönt sind und ihm neue Bewunderung sichern, auch an diesem Tage verschaffen, kommt der Minister des Innern, Herr L.... Vor einem Minister verriecht man sich nicht, keine Wacht hält vor ihm Stand. Der Kammerdiener weiß dies alles recht gut und läuft, Herrn C... herbeizuholen, der, um recht ungestört zu seyn, sogar außer seiner Wohnung arbeitet. Der Minister wartet; Herr C.... erscheint und wenn schon keiner von beiden mir sein Vertrauen geschenkt hat, ich auch nicht einmal je die Ehre gehabt habe, sie zu sprechen, so weiß ich dennoch, daß der erstere gekommen war, dem zweiten das Portefeuille, das ihm seit sieben und einem halben Monat anvertraut war, anzutragen. Wie die Verhandlung statt hatte, weiß ich jedoch nicht, auch gehört dies nicht zur Sache, allein Herr C... durfte sich während eines Zeitraums von 24 Stunden für einen Minister halten; am folgenden Tage sollte die Sache entschieden werden. Er brachte fast alle seine Abende mit einem Freunde von 20 Jahren her zu, mit dem er höchst vertraulich lebte. Sie lassen nicht von einander, und auch heute kommen beide Familien regelmäßig zusammen. Es war zur Gewohnheit geworden, erst spät gegen Mitternacht sich zu trennen. Herr C...., der sonst überaus unterhaltend und höchst angenehm unter seinen Freunden ist, spricht heute kein Wort, geht mit auf den Rücken gelegten Händen, einer wahren Geschäftsmlene, als ob er noch so große Sorgen hätte, mit stierem Blicke und gesenktem Kopfe im Zimmer auf und ab. Sein Freund redet ihn an, kaum daß er antwortet. Dabei fährt er mit der Hand über die Stirn, als wolle er zu verstehen geben, daß man ihn nicht stören möchte. Man beachtet sein stilles Träumen um so sorgfamer, als man glaubt, daß irgend eine wichtige Entdeckung der Gegenstand desselben sei und daß er mit seinen Gedanken in dem weiten Reiche

der Natur umherirre. Im Moment des Scheidens drückt er seinem Freunde die Hand und spricht: Schlaf Du wohl!

Voll Unruhe über diese ungewohnten Abschiedsworte, welche andeuten schienen, daß der, welcher sie aussprach, nicht viel schlafen werde, eilt Herr von S... am folgenden Morgen zu Herrn C..., um sich eine Erklärung darüber zu erbitten und ist ganz verwundert, ihn bei der desfalls an ihn gerichteten Frage so lustig, lachend, offen und freundschaftlich, mit einem Worte, ganz wie sonst zu finden. „Mein lieber S..., spricht Herr C..., gestern Abend war ich Minister, jetzt bin ich es nicht mehr, das ist die ganze Lösung des Räthsels!“

Wie kann man nun verlangen, daß der Becher der Könige nicht ein berauschendes Getränk enthalte!

Inzwischen muß man bekennen, daß Napoleon wohl hätte nach und nach dahin gelangen können, sich vor dieser Trunkenheit in Acht zu nehmen. Der Becher war nach seiner Angabe und zu seinem Gebrauche gefertigt, er konnte Acht haben auf das Getränk, das man hinein goß und ihn nur mit Vorsicht zu dem Munde bringen.

§. 66.

5. Juli 1816.

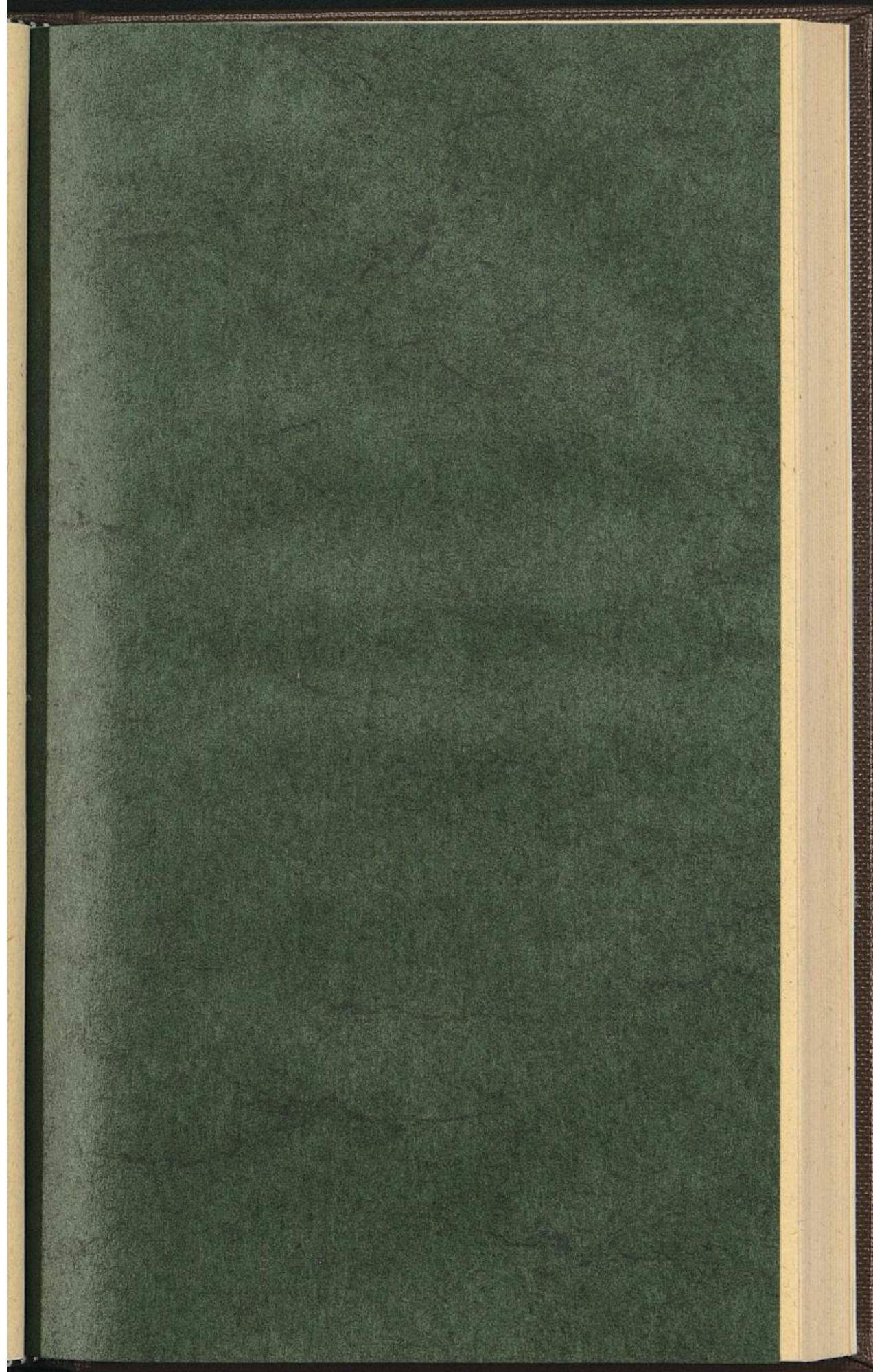
Sieyès bewerkstelligte die Theilung der 800000 Franken und ungefähr wie der Löwe in der Fabel. Bd. 6. S. 130.

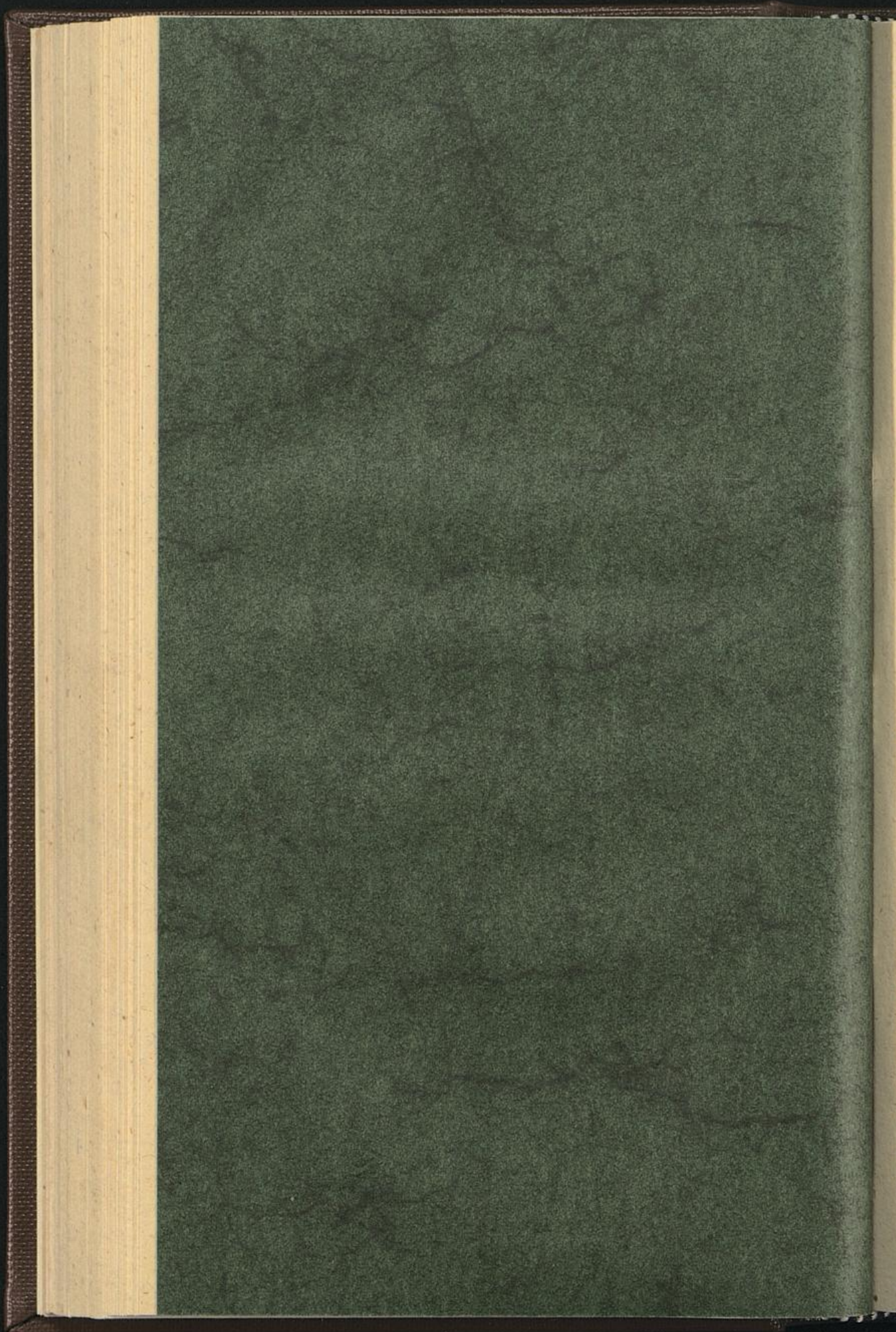
In den Memoiren des Generals Bourgaud (Th. 1. S. 146) drückte sich Napoleon folgendermaßen über Sieyès aus: „Er liebte das Geld, aber er war von der strengsten Rechtschaffenheit, was Napoleon sehr gefiel. Er schätzte diese Eigenschaft an einem Mann in einem öffentlichen Berufe höher als alle andere.“

Man begreift recht gut, wie ein Mensch das Geld lieben und doch von strenger Rechtschaffenheit seyn kann. Diese Rechtschaffenheit wird dann um so verdienstlicher, aber man begreift nicht, daß sie dennoch vorhanden wäre und eben so streng bliebe, wenn einer eine Summe nimmt wozu er kein Recht hat, sie zu theilen in Vorschlag bringt und bei der Theilung betrügt. Dann dünkt mich diese Strenge doch sehr nachgiebig zu seyn.

Hier ist die Frage von einer Summe von 800000 Franken, welche bei Seite gelegt worden waren, um einem abgehenden Direktor eine Pension geben zu können. Als das Konsulat an die Stelle des Direktoriums trat, gab Sieyès dem ersten Konsul Nachricht von dieser getroffenen Vorsichtsmaßregel und fragte bei ihm

an, was nun mit diesem Gelde geschehen solle. Bonaparte antwortete, er möchte es mit Ducos theilen, da sie beide Mitglieder des Direktoriums gewesen wären. Sieyes nahm nun diese Theilung, aber in Wahrheit nach Art des Löwen, vor. Er machte vier Theile und nahm den ersten, als der älteste der Direktoren; den zweiten, weil er länger als sein Kollege im Amte geblieben seyn würde; den dritten, weil er die Idee zu der eingetretenen Regierungsveränderung gegeben habe; bloß in Ansehung des vierten wagte er nicht zu sagen, daß er ihm gehöre, weil er Sieyes hieße und eben so wenig, daß man denselben nicht antasten dürfe, wenn man es nicht mit ihm zu thun haben wolle. Er kam daher an Ducos, der sonach 200000 Franken erhielt, indessen sein Kollege sich, aus den bereits angegebenen Ursachen und Gründen, 600000 zu eignete. Man merke wohl, daß es gegen den Geist und den Zweck der ursprünglichen Bestimmung (der Pension des austretenden Direktors), die unter den Namen von Konsuls bleibenden Direktoren sind, welche das Geld unter sich theilen und keiner der drei abgegangenen oder ausgeschiedenen einen Sous davon erhält; das ist nun freilich eine Rechtschaffenheit von ganz eigner Strenge.







Inches 1 2 3 4 5 6 7 8
Centimetres 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19

TIFFEN® Color Control Patches

© The Tiffen Company, 2007

Blue	Cyan	Green	Yellow	Red	Magenta	White	3/Color	Black